

Nº 79 Sommer 2020

Euro 8,-

Streifzüge

Magazinierte Transformationslust



#forfuture

INHALTSVERZEICHNIS		
MARIANNE GRONEMEYER	3	Die Zukunft muss warten. Noch scheint alles im Bann der Pandemie, auch die Texte in diesem Heft kreisen vielfach um das Virus. Mehr als ein mögliches Morgen zeichnen sie die Gegenwart. Angesichts der drohenden Klimakatastrophe und des aktuellen Krisenschubs bietet sich kein schönes Bild. „Verhängnis ohne Perspektive?“ betitelt Andrea*s Exner seinen Essay und führt uns am Ende doch in einen Garten. Hoffnungslos geben wir uns also nicht, aber Illusionen machen wir uns auch keine, dass nach dem vorübergehenden Corona-Stillstand die Bedingungen für Gesellschaftskritik besonders günstig wären.
Corona		
EMMERICH NYIKOS	8	
Distributio abstracta		
ANDREA*S EXNER	11	
Verhängnis ohne Perspektive?		
TOMASZ KONICZ	19	
Marode kapitalistische Marktwirtschaft		
LORENZ GLATZ	23	Wo im Alltag Zug um Zug die „alte Normalität“ (mit einem Schuss Retro: quasi-offizieller Aufruf zur heimatlichen Sommerfrische) und ihre Routinen hochgefahren werden, bleibt für uns die Aufgabe, das Dasein unter den Bedingungen des Werts zur Kenntlichkeit zu bringen. „Was uns selbstverständlich geworden ist, ist der <i>Fragwürdigkeit</i> verlässlich entzogen und gilt“, schreibt Marianne Gronemeyer und fordert zur „Spurensuche“ im „hellen Tageslicht der modernen Selbstverständlichkeiten“ auf.
Pandemie, Staat und Solidarische Landwirtschaft		
FRANZ SCHANDL	26	
Disinfos		
ALEXANDER MALY	27	
Schulden essen Zukunft auf		
STEFAN MERETZ	30	
Immaterial World		
MARIA WÖFLINGSEDER	32	War es nicht zuletzt der Kampf gegen die Natur, der aus unserem Planeten einen zunehmend unwirtlichen Ort gemacht hat, so braucht Zukunft – wenn sie denn mehr sein soll als ein Überlebenskampf unter verschärften Bedingungen – unser aller Engagement wider die Logik der menschengemachten „zweiten Natur“. Es gilt die Akzeptanz des Gegebenen zu zerstören. Theoretisch wie praktisch. Skizzen dazu finden sich in den Beiträgen dieser Ausgabe.
Ausgestorben		
FRANZ SCHANDL	33	
For Future?		
MARIA WÖFLINGSEDER	36	
Verewigt		
DIETER BRAEG	36	
Impfbescheid		
FRANZ SCHANDL	37	Wir wünschen eine anregende Lektüre und uns und allen Leserinnen und Lesern einen schönen Sommer!
Fülle und Verzicht		
ILSE BINDSEIL	39	
Die Organspende		

Petra Ziegler

Vorschau

Streifzüge 80 · Herbst 2020: Bürger

Streifzüge 81 · Frühling 2021: Auto

Streifzüge 82 · Sommer 2021: Landwirtschaft

Marianne Gronemeyer

Corona

Versuch gegen den „Wirklichkeitsschwund“

*In den „Verstecken der Selbstverständlichkeiten“
sind die geheimen Triebkräfte, nach denen zu
fragen wäre, nahezu unauffindbar, weil niemand
nach ihnen sucht.*

Mehrere Anläufe, mich – schreibend – des Stimmengewirrs, das mich in „Corona-Zeiten“ von morgens bis abends umrauscht, zu erwehren, sind rasch zum Erliegen gekommen, weil sie dem beinahe stündlichen Schwanken meiner Stimmungen und der entmutigenden Flüchtigkeit „gültiger“ Einsichten nicht standhielten. Hier nun also ein neuer Versuch, den durchzuhalten ich Franz Schandl und den *Streifzügen* – vielleicht etwas voreilig – versprochen habe. Denn je mehr Informationen mir tagtäglich um die Ohren fliegen, desto weniger weiß ich, wo mir der Kopf steht und wofür mir das Herz schlägt. So bleibt mir eigentlich nur, meine Verwirrung zu dokumentieren. Ivan Illich hätte uns in dieser Lage, dessen bin ich mir sicher, zur Augen- und Ohrenzucht ermahnt, zur Askese der Sinne, um dem „Wirklichkeitsschwund“, der uns droht, zu widerstehen. Wir müssten also *aufhören*, dem Trommelfeuer der Nachrichten unsere Aufmerksamkeit zu spendieren, und uns stattdessen um den gastlichen Tisch zum convivialen Gespräch versammeln, um den Dingen auf den Grund zu gehen und so eine Haltung zu finden, „einen Grund, auf dem man stehen und bestehen kann“ (Ivan Illich: Vorlesungsnotizen, Universität Bremen, 21. Januar 1999). Aber einerseits war ja gerade das „Sich-Versammeln“ unter Strafe gestellt, und andererseits war da die verführerische, wenn auch trügerische Hoffnung, es könnte sich doch in dem großen Durcheinander der Nachrichtenflut die erlösende Botschaft finden, die dem Spuk ein Ende bereitet.

Wie aber geht das: *aufhören* mit Gewohnheiten, deren Schädlichkeit man erkannt hat oder mindestens ahnt? Indem man sie einfach sein lässt? So einfach ist das nicht. Aufhören ist eine hohe Kunst. Um mit etwas aufhören zu können – im Sinne von

Schluss machen, beenden (*finire*) –, muss man auf etwas hören, im Sinne von genau hinhören, ganz Ohr sein (*audire*). (Dazu ausführlich: Marianne Gronemeyer, *Genug ist genug. Über die Kunst des Aufhörens*, Darmstadt 2008.) Also doch hinhören? Ja, aber nicht, um *Antworten* zu erhalten, sondern, um *Fragen* aufkeimen zu lassen. Das Nichtwissen dürfe am Wissen nicht verarmen, schrieb Elias Canetti. Für jede Antwort müsse eine Frage aufspringen, die früher geduckt schlief. Am Nichtwissen haben wir aber doch nun wahrlich keinen Mangel, und die medizinischen Experten wollen die Vertrauenswürdigkeit ihrer Verlautbarungen ja gerade darin erweisen, dass sie sich freimütig zu ihrem Nichtwissen bekennen, das in der Natur der Sache, des unbekannten Virus, liegt.

Es geht jedoch nicht um die wohlfeilen, erlaubten Fragen, sondern um solche nach den gut gehüteten Geheimnissen unseres gesellschaftlichen Funktionierens. Diese Spurensuche führt nicht in das Dunkelfeld verborgener Drahtzieher mit Weltmachtphantasien, sondern in das helle Tageslicht der modernen Selbstverständlichkeiten. In den „Verstecken der Selbstverständlichkeiten“ (Canetti) sind die geheimen Triebkräfte, nach denen zu fragen wäre, nahezu unauffindbar, weil niemand nach ihnen sucht. Was uns selbstverständlich geworden ist, ist der *Frag-Würdigkeit* verlässlich entzogen und gilt. Verschwörungstheorien sind bei Weitem zu harmlos, um uns den Weg zu den wichtigen Fragen der Gegenwart und in die Verstecke der modernen Selbstverständlichkeiten zu weisen.

Spitzen wir also die Ohren und horchen hinein in das Stimmengewirr! Dann treten allmählich ein paar Grundmotive aus der Kakophonie hervor, die – beharrlich wiederholt – tonangebend werden.

Unablässig ist von der Rückkehr zur *Normalität*, nach der sich alle sehnen wie nach dem verlorenen Paradies, die Rede. Gleichzeitig aber meldet sich die Ahnung, nach der Krise werde es nie mehr werden, wie es war. Die gegenwärtige Geschichtsschreibung deutet das Geschehen als einen dreistufigen Vorgang: Es gebe ein Davor – die Normalität. Dann brach in diese Normalität ein „unsichtbarer Außenfeind“, der Virus, ein, richtete verheerenden Schaden an und verursachte einen vorübergehenden Ausnahmezustand. Und dann wird das Danach kommen – die sogenannte „neue Normalität“. An ihr scheiden sich nun die Geister, und zwar nicht nur von Person zu Person, zwischen Freund und Feind. Der Zwiespalt geht mitten durch meine Person hindurch: „zwei Seelen, ach, in meiner Brust, deren eine sich von der andern trennen will“; die eine, die hofft, es werde wieder so vergleichsweise komfortabel werden wie ehemals, und die andere, die nichts so sehr fürchtet, als dass zu guter Letzt alles beim Alten bleibt und eine große Chance zum radikalen Wandel vertan wird. Ja schlimmer noch, die Sorge, der Ausnahmezustand könnte mit all seinen Freiheitsbeschränkungen und sonstigen Auswüchsen zur lieben Gewohnheit werden, wenn nur das damit verbundene Sicherheitsversprechen nicht wankt.

Früher wuchs die Vorstellung von Normalität aus dem täglichen Tun von Menschen heraus. Die Dinge hatten ihre Zeit. Die Normalität gab es nicht. Normalitäten waren von Ort zu Ort verschieden. Heute entsteht Normalität durch Dekret.

Dieser innere Zwiespalt ist ein Türöffner für eine andere Lesart des Geschehens: Der Virus ist nicht *Verursacher* der Krise, sondern bringt sie nur zur *Erscheinung*. Demnach war die Normalität des Davor gar keine Normalität, sondern längst Krise, deren Besonderheit darin bestand, dass uns erspart blieb, sie uns angehen zu lassen. Es ist seit Jahrzehnten gelungen, die Krise, in der wir mit unserer Lebensart tief drinstecken, daran zu hindern, akut zu werden. Unsere gesellschaftlichen Arrangements waren samt und sonders darauf gerichtet, die Krise zur Dauerkrise zu strecken und ihren Ausbruch durch Beschwichtigung und flankierende Maßnahmen immer wieder zu vertagen. Es ist nicht auszuschließen, dass das auch dieses Mal noch wieder gelingt, aber mit welchen Folgen?

Die „Normalität“ ist in dieser Lesart zwielichtig geworden, also frag-würdig. Mit welchem Normalitätsbegriff hantieren wir eigentlich ganz unbefangen in unseren modernen Weltdeutungen? Was als normal gilt, hat sich im Laufe meiner Lebensgeschichte grundlegend verändert. Früher wuchs die Vorstellung von Normalität aus dem täglichen Tun von Menschen heraus, aus den Erfahrungen, die sie dabei machten, aus Übereinkünften darüber, wie man diese Erfahrungen deuten wollte, aus den wiederkehrenden Rhythmen der Natur und der Feste und Rituale, die das Jahr symbolisch bedeutsam gliederten. Die Dinge hatten ihre Zeit. Die Normalität gab es nicht. Normalitäten waren von Ort zu Ort verschieden. Heute entsteht Normalität durch Dekret. Eine dazu legitimierte Kaste von Experten verfügt in ihrem jeweiligen Zuständigkeitsbereich über die Macht, Standards zu setzen; Standards, die darüber bestimmen, was als normal zu gelten hat, was als gerade noch tolerable Abweichung und welche Abweichungen den Rahmen des Normalen so sprengen, dass sie unterdrückt oder therapiert werden müssen. Ich nenne diese Macht der Experten „diagnostisch“ und sie ist tiefergreifender als die Besitzmacht der Reichen. (Vgl. Marianne Gronemeyer: *Die Macht der Bedürfnisse*, Reinbek bei Hamburg 1988) Standards führen unweigerlich in die Welt der Zahlen, der Messergebnisse und Berechnungen; was nicht messbar ist, ist nicht standardisierbar.

Standards sind ein unschlagbares Instrument der Vereinheitlichung, das es ermöglicht, alles vergleichbar und damit „gleich-gültig“ im doppelten Sinn des Wortes zu machen. Sie lehren uns, von Besonderheiten systematisch abzusehen und menschliche Wesen zu Merkmalsträgern zu degradieren. Was uns in „Coronazeiten“ widerfährt, ist eine beispiellose Lektion in Sachen Standardisierung: Leibhaftige Personen verschwinden scharenweise hinter den Merkmalen, durch die sie definiert werden. Ich zum Beispiel soll lernen, dass ich wegen meiner 79 Jahre Mitglied einer „Risikogruppe“, bin. Und das ist in der öffentlichen Debatte das einzig Relevante an mir. Meine 79-jährigen Erfahrungen? Unerheblich. Meine Geschichte, meine Wünsche, Sehnsüchte, Träume, Verfehlungen, meine Vorlieben, die mich treibenden Kräfte, Ängste, Hoffnungen, was ich denke, erleide, lerne, zu sagen habe, wonach ich trachte, wofür ich stehe, worauf ich bestehe, meine Talente, meine Versäumnisse und Schwächen? Alles belanglos. Einzig meine Zugehörigkeit zur Risikogruppe der zwischen 70- und 79-Jährigen wird in

Rechnung gestellt und macht mich statistiktauglich. Ich habe diese „Gruppe“, in die ich ungefragt hineingestopft werde, nicht gewählt, ich bin ihr nicht beigetreten, habe sie nicht gegründet, kenne niemanden aus ihr, denn meine gleichaltrigen Mitmenschen als Angehörige einer Risikogruppe zu betrachten, liegt mir fern. Ich empfinde diese Zuschreibung in ihrem barbarischen Reduktionismus als eine unerhörte Zumutung und kündige meine Mitgliedschaft nachdrücklich auf. Denn nach der Logik der Corona-Ethik werde ich durch sie automatisch als fürsorgebedürftiges Mängelwesen identifiziert, das sich des Schutzes, der ihm nun in einem Akt fürsorglicher Belagerung verordnet ist, nicht erwehren kann. Und das soll ich als Win-Win-Situation schätzen lernen, von der die Ansteckungsgefährder und die Ansteckungsgefährdeten gleichermaßen profitieren.

Wir können bei dem Corona-Prozedere eine neue „Selbstverständlichkeit in statu nascendi“ beobachten. Die Auffassung nämlich, leibhaftige – also wirkliche – Wirklichkeit ließe sich durch schwindelerregende Zahlenkonstruktionen, Rechenexempel und Statistiken, durch Säulendiagramme und Kurven unendlich genauer abbilden, als unsere Sinne, unser Schauen und Staunen und unsere Erfahrung sie je erfassen können. Es geht dabei nicht um Menschenschicksale, sondern darum, eine Kurve, von der angeblich Sein oder Nichtsein abhängt, „abzuflachen“. Als real gilt die vermessene, nicht die geschaffene Welt. Die Vermessung der Welt aber führt geradezu zwingend zur Vermessenheit der naturwissenschaftlichen Weltdeuter. Der Glaube an die durch Zahlen repräsentierte Welt hat im digitalen Zeitalter schleichend von uns Besitz ergriffen und ist im Begriff, zur totalitären, unbezweifelbaren Selbstverständlichkeit zu versteinern. Vielleicht ist der Zwiespalt, den wir jetzt gerade noch erleben können, eine der wenigen verbleibenden Chancen, uns dieser Indoktrination denkend und fühlend zu widersetzen.

Meine grundsätzliche *Sorge* gilt also diesem Wirklichkeitsschwund in der verzahlten Welt; der Welt der von Expertenzirkeln ausgebrüteten Grenzwerte, die uns nichts über das gute Leben sagen können, sondern uns darüber belehren, was gerade noch geht, ehe unsere Lebensgrundlagen kollabieren. In allen Politikfeldern bestimmen Grenzwerte, was erlaubt oder eben nicht mehr erlaubt sein soll. Und Politik ist längst dazu verkommen, um Grenzwerte zu schwächen und zu feilschen, im Schulbetrieb, wo es um die Zuteilung von Kar-

rierechancen geht, genauso wie im Gesundheitswesen und auf Klimakonferenzen – und nun also in der Coronakrise, wo es um das jeweilige *Überleben* geht.

Meine *Verwirrung* und Irritation rührt jedoch von der Art und Qualität der Zahlenwerke her, die uns zur Rechtfertigung der uns auferlegten Freiheitsbeschränkungen in den offiziellen Verlautbarungen aufgetischt werden. Ich bin zugegebenermaßen in statistischen Angelegenheiten eine Legasthenikerin, aber die Zahlen, mit denen wir tagtäglich „informiert“ werden, ermangeln so sehr jeder Seriosität, dass sie sogar eine Zumutung für den normalen Alltagsverstand sind. Ich fühle mich durch sie buchstäblich für dumm verkauft. Wir werden mit *nackten* Zahlen bombardiert, die zu nichts ins Verhältnis gesetzt werden und darum vollkommen bedeutungslos sind, wiewohl ihnen existenzielle Wichtigkeit unterstellt wird. Täglich werden weltweit die Toten gezählt, aber so, dass zum Beispiel die absoluten Todesraten von China und Österreich mir in Rankinglisten präsentiert werden, als sei es für meine Urteilsfindung unerheblich, dass wir es mit einer Neun-Millionen-Population im einen Fall und mit einer Milliardenbevölkerung im andern Fall zu tun haben; geschweige denn, dass ich etwas darüber erfahre, wie viele Menschen normalerweise in dem entsprechenden Zeitraum in Österreich und China sterben. Oder: Die Neuinfektionen werden akribisch, auf die einzelne Person genau, beziffert (z.B. heute, 16. Mai 2020 für Deutschland: 174.478), obwohl man uns versichert, über die tatsächlichen Infektionszahlen wisse man gar nichts. Warum wird Exaktheit insinuiert, wo nichts als Nebel ist? Ich kann mir schlechterdings nicht vorstellen, dass solche eklatanten Verstöße gegen die simpelsten statistischen Grundregeln von den Entscheidungsträgern übersehen werden. Warum aber werden wir Entscheidungsbetroffenen mit solchem hanebüchenen Unsinn abgespeist? Tatsächlich haben diese nichtssagenden Zahlen eine beachtliche Wirkung: Die zu Tausenden gezählten, kontextlosen Toten lehren die Menschen das Fürchten, und das sollen sie auch. Von Schocktherapie war ganz ungeniert die Rede. Sie zielte darauf, Menschen geschwind und verlässlich zu tiefgreifenden Änderungen ihres Verhaltens zu veranlassen und dabei den Schein der Freiwilligkeit zu wahren. Das ist das Gegenteil von Aufklärung. Ich nenne es Manipulation und sage nicht einmal, dass es nicht Gefahrensituationen geben kann, in denen Manipulation das letzte Mittel zur Abwendung der Ge-

fahr ist. Ich sehe mich aber bestätigt in der Hypothese, der Virus schaffe nicht eine nie da gewesene neue Lage, sondern bringe nur ans Tageslicht, woran wir längst unterhalb unserer Wahrnehmungsschwelle und befangen im Freiheitswahn gewöhnt waren. Wie viel Erziehung zur Anpassung an „alternativlose“ Systemerfordernisse haben wir uns angedeihen lassen, bevor wir auf so drastische Weise zur Pandemiefähigkeit erzogen werden konnten. Sogar in der Selbsterziehung und Selbstüberwachung hatten wir es ja vor der Krise schon weit gebracht. Wir leben in einer durchpädagogisierten Gesellschaft, in der in Krisenzeiten zum Zwecke der Menschenbesserung auf das Instrumentarium der schwarzen Pädagogik, die mit Drohgebärden Angst und Schrecken verbreitet, immer noch zurückgegriffen werden kann. Die schwarze Pädagogik läuft der viel freundlicheren weißen, die in konsumistischen Zeiten dominiert und auf Verführung, Verlockung und Stimulation von Bedürfnissen setzt, im Augenblick den Rang ab. Wir sind insgesamt aber sehr gut disponiert für diese Doppelstrategie.

Der heutige Mensch versucht, „die Welt nach seinem Bilde zu schaffen, eine völlig vom Menschen gemachte Umwelt zu errichten. Dabei entdeckt er dann, dass er das nur unter einer Bedingung tun kann: indem er sich selber ständig umgestaltet, um sich anzupassen. Wir müssen uns nunmehr klar machen, dass (dabei) der Mensch selbst auf dem Spielfeld steht“, schrieb Ivan Illich bereits 1971. (Ivan Illich: *Entschulung der Gesellschaft*, 4. Auflage, München 1995) Moderne Bildungsinstitutionen stehen zunehmend im Dienste dieses Anpassungsprogramms, das mit Bildung verwechselt wird. Homo educandus, das erziehungsbedürftige Mängelwesen, das sich souverän glaubte, wird gerade von seiner Scheinautonomie befreit. Und das kann sich wie jede Krise und alles böse Erwachen zum Guten und zum Schlechten wenden.

Es liegt eine gewisse Ironie darin, dass, während überall die „Entschulung“ der Schüler und Hochschüler angeordnet wird und die verfasste Schule auf eine nicht mehr für möglich gehaltene Weise ihre Entbehrlichkeit offenbart, die „Verschulung“, will sagen Entmündigung der Gesamtgesellschaft ihren einstweiligen Höhepunkt erlebt. Und während ich mich noch darüber wundere, wie unaufgeregt und ohne Murren der rapide Übergang vom demokratischen „Normalzustand“ in den verordneten Ausnahmezustand vonstattengeht, begreife ich, wie gut wir längst dafür präpariert waren.

Zwei Sätze waren es, deren guter Klang anfänglich fast alle, die es anging, bereitwillig in diese Zustimmung einwilligen ließ. Der eine lautete: „Gesundheit hat Vorrang“, und der andere sekundierte: „Es geht darum, Leben zu retten“. Aber was ist das für eine „Gesundheit“, der in der gegenwärtigen Krise der Vorrang vor allem anderen eingeräumt wird? Der Religionsphilosoph Raimundo Panikkar unterscheidet die Gesundheitsvorstellung der östlichen von der der westlichen Kultur. (Er war in beiden Kulturen zu Hause, denn er hatte eine spanische Mutter und einen indischen Vater.) In der westlichen werde Gesundheit als Arbeitsfähigkeit definiert, in der östlichen gelte als gesund, wer sich freuen könne. Ich fürchte, die „Gesundheit“, die jetzt Vorrang genießt, hat nichts mit Freudefähigkeit und noch nicht einmal etwas mit Arbeitsfähigkeit zu tun. Sie hat überhaupt kaum noch einen Bezug zu dem *Befinden*, welches konkrete Menschen erdulden müssen oder gut leiden können. Sie wird abgelesen an objektiven *Befunden*, die gemessen werden und je nach Mess- oder Testergebnis für bedenklich oder unbedenklich erklärt werden, von denen, deren Profession es ist, etwas davon zu verstehen. So kann sich zum Beispiel jemand kerngesund fühlen und muss sich doch für krank erklären lassen, symptomlos krank eben. Und so konnte es passieren, dass im Dezember 2017 30 Millionen Amerikaner gesund ins Bett gingen und – bei gleichem Befinden – krank wieder aufwachten, weil die Bluthochdruckgrenzwerte gleichsam über Nacht abgesenkt wurden. (Diese plötzliche Massenerkrankung wurde übrigens nicht als Epidemie gewertet.)

Und die Lebensrettung? Was ist das für ein Leben, dessen Rettung höchste Priorität genießt? „Lebensrettung“, da denke ich zuerst an die SOS-Rufe von Menschen, die in Seenot geraten sind, an die Klopffzeichen von Verschütteten, an Unfall- und Katastrophenopfer, die Hilfe brauchen, und ich denke beschämt, bewundernd und dankbar an Menschen, die im äußersten Fall ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen, um das Leben anderer zu retten. Tatsächlich kann ich kaum für möglich halten, dass es sie immer wieder gibt. Auch in den von der Corona-Krankheit besonders heimgesuchten Regionen hat es sie zu Hunderten gegeben und viele haben dabei den Tod gefunden, andere waren bis zur Erschöpfung an Ort und Stelle, um zu helfen, oft, ohne helfen zu können, und oft unter erbärmlichen Bedingungen.

Aber so wie ich den Satz geradezu fanfarenartig aus dem Stimmengewirr der Krisenkommentare heraushöre, hat er noch eine ganz andere Bedeutung. Er ist eine programmatische Kampfansage an *den* Tod, den bedrohlichsten Widersacher *des* Lebens. „Es gibt nur einen guten Tod, den besiegt“, stellt Jean Baudrillard fest. „Für jeden soll es möglich sein, bis zur Grenze seines biologischen Kapitals zu gelangen und sein Leben ‚bis zur Neige‘ ohne Gewalt zu genießen. So als ob jeder sein kleines Schema eines Formlebens, seine ‚normale Lebenserwartung‘ und einen ‚Lebens-Vertrag‘ in der Tasche hätte“ (Jean Baudrillard: *Der Tod tanzt aus der Reihe*, Berlin 1979).

Der besiegbare Tod, das ist das Credo der Weltverbesserer, die fieberhaft an der Herstellung der „zweiten“ menschengemachten „Natur“ arbeiten, die der „ersten“ in jeder Hinsicht überlegen sein werde und in der es zu guter Letzt nichts mehr geben darf, was nicht vom Menschen veranlasst ist, weder Leben noch Tod. Aber: *Das* Leben, um das sich alles dreht, gibt es nicht. Es gibt nur lebendige Wesen, seien sie Pflanze, Mensch oder Tier. *Das* Leben ist ein soziales Konstrukt, ein Phantom (I. Illich), allerdings eines, „das wir jetzt für so selbstverständlich halten, dass wir nicht wagen, es ernsthaft in Frage zu stellen“. *Das* Leben hat seiner Unwirklichkeit zum Trotz eine eigentümliche Doppelnatur. Ihm wird nachgesagt, es sei „kostbar, gefährdet, knapp“, aber von extremer Wichtigkeit (Ivan Illich: *The Institutional Construction of a New Fetish: Human Life*, in: ders.: *In he the Mirror of the Past*, New York/London 1987), folglich schützenswert und schutzbedürftig, ein schütteres Etwas, das von besorgten Experten in Obhut genommen, kontrolliert und unablässig überwacht werden muss, insoweit ist es Objekt, Gegenstand der Sorge. Andererseits wird es als machtvolleres Subjekt inszeniert, als letzte Instanz, die mit großer Autorität über Richtig und Falsch, Vorrangig und Nachrangig, Sein oder Nichtsein, ja sogar über Gut und Böse entscheidet. Dieser Subjekt-Objekt-Zwitter ist die ideale Kunstfigur zur Rechtfertigung der Umgestaltung unserer Lebenswelt in ein „technogenes Milieu“, wie Ivan Illich diese zweite Natur treffend nannte. *Das* vergötzte Leben wird inthronisiert als leidender und allmächtiger Gottesersatz, dem die technische Herstellung des Menschenersatzes durch den Robot auf dem Fuß folgt. Wir müssen uns also klarmachen, dass unter dem Regime *des* Lebens das Leben und der Tod auf dem Spiel stehen, die Kunst zu leben (*ars vivendi*) und die Kunst zu sterben (*ars moriendi*).

Tod und Leben gehören zusammen wie Tag und Nacht, eines bedingt das andere und vice versa. Der Kampf gegen den Tod zur Rettung des Lebens setzt beide in einen unversöhnlichen Gegensatz. Jedoch: „Spaltet man das Sein in der Mitte, will man das *eine* ohne das *andere* grapschen, hält man sich ans Gute und nicht auch ans Schlechte (...), dann (kehrt) der dissoziierte böse Impuls – böse jetzt im doppelten Sinn – zurück (...), um das Gute zu durchdringen (...) und zu dem zu machen, was er selbst ist.“ (Ronald D. Laing: *Phänomenologie der Erfahrung*, Frankfurt 1969) Der besiegte Tod lässt das siegreiche Leben zu einer einzigen Todvermeidungsprozedur verkümmern.

Der besiegte Tod lässt das siegreiche Leben zu einer einzigen Todvermeidungsprozedur verkümmern.

Facit: Die treibenden Kräfte der Moderne werden durch diese Krise in ihrem jeweiligen Monopolspruch enorm gestärkt: Nur *naturwissenschaftlichen* Erkenntnissen wird zugetraut, die Lage richtig zu deuten. Alles, was nicht von der Wissenschaft beglaubigt ist, wird in das Reich des Aberglaubens verwiesen. Zur Bewältigung der Krise kamen nur *technische* Mittel in Betracht; alles, was sonst noch hätte heilsam sein können, wurde als Traumduselei diffamiert. Nur *bürokratische* Verfahren schienen geeignet, ungeregelte Verhältnisse zu reglementieren. Nur die Ökonomie mit ihren Weltverteilungsmonopol steht ziemlich gerupft da. Sie galt als der Primus inter Pares in dem Quartett aus Wissenschaft, Technik, Bürokratie und Ökonomie. Jetzt sehen wir ihre Vormachtstellung wanken zugunsten des naturwissenschaftlich-technischen Komplexes. Das liegt durchaus in der Logik einer vom Menschen gemachten zweiten Natur, die zu guter Letzt auch den Menschen selbst abschafft.

Aber die Krise wäre nicht Krise, wenn nicht alles auch überraschend anders kommen könnte.

MARIANNE GRONEMEYER ist
Erziehungswissenschaftlerin und
Autorin

Emmerich Nyikos

Distributio abstracta

Wie ein Virus das Absurde sichtbar werden lässt

1. Marx sagt in einem seiner Briefe mit der üblichen Prägnanz: „Daß jede Nation verrecken würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr, sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstellte, weiß jedes Kind.“ (MEW 32, S. 552) Das ist soweit durchaus richtig. Nur: Was ist unter „Arbeit“ zu verstehen? Seien wir präzise: Als „Arbeit“ im eigentlichen Sinn können einzig und allein solche Tätigkeiten aufgefasst werden, die den Stoffwechsel mit der Natur effektuieren.

Der Stoffwechsel mit der Natur nun, oder, wenn man so will, die physische Gebrauchswertproduktion, ist ein Prozess, der die Transformation von Naturstoff (im weitesten Sinn) entlang einer Kette umfasst, die von der Extraktion über diverse Zwischenstufen bis hin zur Endfertigung von Finalgütern reicht, also von Gütern, die in den konsumtiven Konsum eingehen können, der, im Unterschied zum produktiven Konsum (dem Konsum von Produktionsmitteln im weitesten Sinn: Rohstoffe, Zwischenprodukte, Werkzeuge, Maschinen, Apparate und die produktive Infrastruktur) nur mehr *indirekt* mit dem Stoffwechsel mit der Natur assoziiert ist: nämlich über die Reproduktion des Arbeitsvermögens. Es versteht sich von selbst, dass der so indizierte Metabolismus dann auch die Rückführung des Mülls (der diversen Abfallstoffe) in die Umwelt oder, im Fall von Recycling, erneut in den Produktionsprozess impliziert, sei es entlang dieser Kette oder am Ende des finalen Konsums.

Wir können demnach innerhalb einer jeden Gesellschaft grob zwei Sphären unterscheiden: die Sphäre der Produktion auf der einen, die Sphäre der Konsumtion auf der anderen Seite, d.h. jene Sphäre, in der die Güter aufgebraucht werden, die von der Produktionssphäre bereitgestellt wurden: Basiskonsum (Nahrung, Kleidung, Wohnung

usw.), Luxuskonsum (Paläste, Yachten, Limousinen usw.), staatliche Verwaltung, Jurisprudenz, Militärwesen, Kult, Ausbildungswesen, Kommunikation, Gesundheitssystem, Vergnügungsinfrastruktur, Touristik und was es dergleichen noch mehr gibt.

2. Aus dem Gesagten folgt unmittelbar: All die Tätigkeiten, die *nicht* dem Stoffwechsel mit der Natur zurechenbar sind, insofern ihre Funktion eine andere ist, die Aktivitäten *jenseits* davon (also grob gesprochen die „Dienste“), müssen als *Nicht-Arbeit* eingestuft werden, als *konsumtive Praxis* mithin. Das versteht sich von selbst, wenn wir die Nahrungsaufnahme oder die Lektüre von Büchern betrachten, gilt aber auch für jegliche andere Betätigungsform, die sich jenseits des Stoffwechsels mit der Natur und auf deren Basis entfaltet. Das war früher ganz offensichtlich: Kein römischer Konsul oder Senator, kein Maya- oder sumerischer Priester, kein sassanidischer oder aztekischer Heerführer hätte sich selbst jemals in *dem* Sinne verstanden, dass er *Arbeit* verrichtet. So sagt Marx ganz richtig:

„Moses würde sich schön bei Herrn Senior bedankt haben, ein Smithscher ‚travailleur productif‘ zu sein. Diese Menschen sind so unter ihre fixen Bourgeoisideen unterjocht, daß sie glauben würden, den Aristoteles oder den Julius Cäsar zu beleidigen, wenn sie dieselben ‚travailleurs improductifs‘ nannten. Diese würden schon den Titel ‚travailleurs‘ als eine Beleidigung betrachtet haben.“ (MEW 26.1, S. 411)

Für den römischen Bürger war das, was nicht Muße, *otium*, war, die Tätigkeit also im Staat, die Geldgeschäfte und die Verwaltung der Güter (oder die bloße Überwachung der Administrationstätigkeit der *procuratores*), *negotium*, aber nicht *labor*.

Erst mit dem Lohn, erst mit der Zahlung von Geld als *Entgelt* für diverse Tätigkeiten (oder, im kapitalistischen Kontext, für das Arbeitsvermögen), ändert sich dies: Sobald sich die Lohnform massenhaft durchgesetzt hatte, so dass der *Lebensunterhalt* breiteren Schichten von dieser Geldzahlung abhängig war (wodurch diese Aktivitäten in Analogie gesetzt wurden zur Sicherung des Lebensunterhalts durch produktive Arbeit wie etwa das Sammeln und Jagen oder den Landbau), konnte die Tätigkeit, die diese Geldzahlung legitimierte, in der Form der „Erwerbsarbeit“ als *Arbeit* aufgefasst werden, ganz *unabhängig* von ihrem Gehalt, unabhängig davon, ob sie zum Stoffwechsel mit der Natur beitrug oder auch nicht. Denn *formal* war kein Unterschied auszumachen. In all diesen Fällen führte die Tätigkeit dazu, dass man Geld in Lohnform erhielt, Geld, das dann für den Lebensunterhalt ausgegeben wurde oder genauer: das man dafür ausgeben musste. – Das finale Resultat, das Überleben („physisch“ und „moralisch“), gibt der Tätigkeit, welche auch immer es sei, den Charakter oder den Anschein von *Arbeit*.

Ja noch mehr: Selbst diejenigen Tätigkeiten, die in der bürgerlichen Gesellschaft nach wie vor zum Stoffwechsel mit der Natur hinzugezählt werden müssen (die Fabrikarbeit zum Beispiel), werden verrichtet, nicht im Hinblick auf die Bereitstellung von Gütern für die Gesellschaft, sondern einzig und allein im Hinblick auf den Lohn – um, anders gesagt, an Geld heranzukommen. Das subjektive Motiv unterscheidet sie also nicht von all den anderen Aktivitäten, die mit dem Stoffwechsel mit der Natur im Grunde nichts zu schaffen haben.

3. Im Prinzip hat Marx mit seinem Bonmot, dass „jedes Kind weiß“, für alle historischen Gesellschaften recht. Heute allerdings hat sich die Lage gründlich gewandelt. Die Arbeit als solche ist gerade dabei zu verschwinden, sie wird obsolet. Oder anders gesagt: Die Produktion des Extramehrgewerts, unbedingte Notwendigkeit im System der kapitalistischen Produktion, direkte Frucht der Konkurrenz (sei sie frei, sei sie monopolistisch), hat zur Folge, dass das Produktivkraftniveau fortwährend steigt – bis hin zur vollständigen Automatisierung der Produktionsprozesse. Robotisierung und Computerisierung, 3-D-Druck, autonomes Fahren, um nur einige Facetten davon zu erwähnen – all das macht die Arbeit (in einem strengen Sinn) obsolet. Sie löst sich, metaphorisch gesprochen, perspektivisch in Luft auf.

4. Das ist es nun, was uns die SARS-CoV2-Krise lehrt: Der Lockdown – der Umstand, dass „Erwerbsarbeit“ staatlich unterbunden, lahmgelegt wird – tangiert die Produktion von Gebrauchswerten (physischer Natur) *an und für sich* nicht im geringsten. Der Stoffwechsel mit der Natur wird zwar (so wie in einer normalen kapitalistischen Krise) gestört, er kommt indes nicht zum Stillstand. Die Einbußen, die sich ergeben, ergeben sich nur, weil das System eben *kapitalistisch* organisiert ist (wo die Nachfrage schwindet, da geht der Profit desgleichen zurück und die Produktion wird gedrosselt), nicht aber, weil man die Leute am „Arbeiten“ hindert. Deren „Arbeit“ trägt nämlich nichts mehr zur Produktion von (physischen) Gebrauchswerten bei (das gilt zumindest heute schon für die Mehrheit derer, die „Erwerbsarbeit“ leisten).

5. Corona zeigt also eines: Stellt man die „Erwerbsarbeit“ ein, so geht im Prinzip dadurch die Gesellschaft nicht unter. Die Versorgung mit Gütern wird davon keineswegs affiziert. Die Produktion kann durchaus weiterlaufen, auch wenn sie natürlich beeinträchtigt wird – aber nur, um es nochmals zu sagen, insofern die Gesellschaft gemäß kapitalistischen Prinzipien organisiert ist. Das Geheimnis dabei: Die Inhibition von „Erwerbsarbeit“ betrifft den „Dienstleistungssektor“, nicht aber (oder nur in homöopathischen Dosen) den Stoffwechsel mit der Natur.

6. Daraus ersieht man: Sieht man vom Ausbildungswesen und dem Gesundheitssystem einmal ab, so könnte man überhaupt das, was als „Dienstleistung“ gilt, vollkommen streichen, ersatzlos: Denn die „Dienste“ gibt es zum größten Teil eben nur deshalb, weil die bürgerliche Gesellschaft *bürgerlich* ist. Wäre sie nicht bürgerlich, so würde man sie gar nicht mehr brauchen. Kommerz, Reklame, die Börse und was dazugehört, Bankwesen, Versicherungen, Betriebsspionage, Steuerverwaltung, Steuerberatung, zivile Jurisprudenz (Rechtsstreitigkeiten wegen Patenten, Vererbung und anderes mehr), Notariate (Verträge), Rechtsberatung, Militärwesen, Spionage, die verschiedenen Departements der medialen Unterhaltungsbranche (die seichte Unterhaltung, die es nur gibt, weil sie als Ausgleich zur Lohnarbeit notwendig ist: Fernsehen, Internet, Computerspiele und was es dergleichen noch mehr geben mag), Profisport, Gastronomie, Sicherheitsdienste, dazu die produk-

tiven Tätigkeiten, die einzig und allein die Waren produzieren, die für die „Dienstleistungen“ notwendig sind (Ärmelschoner, Bleistift und Computer in den Büros) und, last but not least, die Reinigungsdienste, die von all dem abhängig sind – all dessen bedarf es in Wirklichkeit nicht. Gibt es kein Privateigentum an den Mitteln zur Produktion, werden die Produktionsprozesse geplant und erfolgt die Verteilung nach dem Prinzip „jedem nach seinem Bedürfnis“ – all dies selbstverständlich auf der Basis eines vollautomatisierten Produktionsapparats (und eines hohen Grads von Disziplin und Bewusstheit) –, dann verdampfen die „Dienste“, so wie die Arbeit unter unseren Augen verdampft.

7. Seit dem Advent der in Klassen geteilten Gesellschaft, seit ihrem Morgengrauen, ist der Konsum der herrschenden Klassen nicht an deren Teilhabe am Arbeitsprozess, nicht an die *Leistung von Arbeit* gebunden. Es hatte genügt und es genügt bis auf den heutigen Tag, dass sie die Eigentümer der Produktionsmittel sind oder zumindest deren Agenten, damit sie an der Distribution (in privilegierter Form) teilnehmen konnten. Allenfalls wurde (und wird) bisweilen versucht (obwohl das gar nicht notwendig wäre), die privilegierte Stellung der oberen Klassen dadurch zu legitimieren, dass man auf die spezifischen Funktionen verweist, die sie, wie es heißt, „selbstlos“ erfüllen: Kampf und Kult (wie bei Menenius Agrippa und Adalbero von Laon, dem Ideologen der „tripartiten Gesellschaft“) oder, was heute besonders beliebt ist, durch die Beteuerung, dass sie „uns Arbeit geben“. Dem entspricht analog, dass heutigentags die große Masse der „Erwerbsarbeiter“ am gesellschaftlichen Produkt, am Gebrauchswertreichtum,

partizipiert, ohne am Stoffwechsel mit der Natur in irgendeiner *relevanten* Form beteiligt zu sein. Der Unterschied ist nur, dass sie dazu nicht das Privateigentum, das Eigentum am Produktionsapparat, sondern irgendeine „Aktivität“, wie sinnlos sie immer auch sein mag, berechtigt.

Die Tätigkeiten, denen man nachgeht und die zur Teilnahme an der Verteilung des produzierten Reichtums autorisieren, sind in den allermeisten Fällen nicht an die *Basis* dieser Verteilung gebunden – an die *Voraussetzung* jeglicher Verteilung, den Stoffwechsel mit der Natur. Es ist eine Abstraktion: Die Distribution ist von der Produktion komplett abgekoppelt. Das eine hat mit dem anderen nichts mehr zu tun. Die Verteilung schwebt in der Luft, ihr Prinzip beruht jetzt darauf, dass *irgend etwas* getan wird. Was es ist, das ist unerheblich, belanglos. Es kann, vom Standpunkt einer rationalen Organisation der Gesellschaft, vollkommen nichtig, völlig bedeutungslos sein. Die Essenz dieses Tuns besteht gerade darin, dass es die Akteure zur Teilnahme an der Verteilung der Waren berechtigt. Was darüber hinausgeht – all das, was man dann wirklich „vollbringt“ –, hat Sinn nur im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft. Im Prinzip trägt es nichts zur Produktion von Gebrauchswerten bei oder genauer: zu dem, was eine kultivierte Gesellschaft tatsächlich braucht. Das, was ein Werbedesigner, ein Börsenbroker oder ein Verkaufsleiter machen, kommt im Prinzip der „Erwerbsarbeit“ gleich, die in einem Achternbusch-Film diejenigen leisten, die den ganzen Arbeitstag lang an aus der Wand ragenden Stangen solange hängen, bis sie erschöpft zu Boden fallen, um dort bis zum Feierabend liegenzubleiben – ihr Beitrag zu dem, was der Gesellschaft förderlich ist, ist ebenfalls Null.

TOMASZ KONICZ KLIMAKILLER KAPITAL

Wie ein Wirtschaftssystem
unsere Lebensgrundlagen zerstört

**TOMASZ KONICZ
KLIMAKILLER
KAPITAL**
Wie ein Wirtschaftssystem
unsere Lebensgrundlagen
zerstört

376 Seiten
20,- Euro

ROBERT FOLTIN VOR DER REVOLUTION

Das absehbare Ende
des Kapitalismus

**ROBERT FOLTIN
VOR DER
REVOLUTION**
Das absehbare
Ende des
Kapitalismus

136 Seiten
10,- Euro

SILVIA FEDERICI DIE WELT WIEDER VERZAUBERN

Feminismus, Marxismus &
Commons
übersetzt von Leo Kühberger

**SILVIA FEDERICI
DIE WELT WIEDER
VERZAUBERN**
Feminismus,
Marxismus &
Commons

300 Seiten
20,- Euro

Andrea*s Exner

Verhängnis ohne Perspektive?

Die planetarische Beziehungskrise
der Ökologie



Wir leben in eigentümlichen Zeiten. Eigentümlich, weil sie nicht mehr wie der Anklang von etwas Besserem tönen oder wie der Vorabend einer noch kaum geahnten Katastrophe dämmern, noch wie der gewöhnliche Lauf der Dinge ihren Weg nehmen, sondern weil sie als Verhängnis auf uns zu lasten scheinen: wie ein Netz aus Fesseln, in dem wir uns immer mehr verwirren. Aus einer gedachten Entfernung betrachtet entfaltet sich eine Krise, vor der viele schon gewarnt haben, und das seit mehr als einem halben Jahrhundert. Nicht wie *l'Ennui* der *Belle Époque* den Ersten Weltkrieg in einem Halbschlaf antizipierte, der auf etwas hinzudeuten schien, was doch mit vollem Bewusstsein niemand damals für möglich gehalten hätte. Heute überrascht nämlich kaum etwas an der Entfaltung dieser Krise. Eher schon würde überraschen, wenn sie überwunden worden wäre.

Das Buch „Silent Spring“, um nur ein Beispiel zu nennen, stellte schon 1962 fest: Etwas ist ganz grundlegend nicht in Ordnung mit der Art, wie die industriell gewordenen Gesellschaften produzieren, konsumieren, leben. Damals fiel einigen Menschen auf: Der Frühling war stiller, die Vögel waren weniger geworden. Die Insektenpopulationen hatten abgenommen. Der massive Einsatz von Insektiziden, Herbiziden, Fungiziden zeigte Wirkung. Aber nicht nur an der Stelle, an der diese Wirkung den Agrarexperten zufolge hatte sichtbar werden sollen. Eine Vielzahl an Substanzen wurde in wachsendem Maße nach dem Zweiten Weltkrieg dazu eingesetzt, um die technische Produktivität der Landwirtschaft zu steigern. Hergestellt in Chemiefabriken und maschinell über riesige Flächen ausgesprüht, wurden diese artifiziellen Substanzen auch ein Teil dessen, was die europäisch geprägte Kultur „Natur“ zu nennen pflegt. Damit

begann diese Kultur selbst die merkwürdige Grenze zu unterminieren, die sie ihrem Anderen namens Natur auferlegt hatte. Kultur und Natur setzten dazu an, sich zu vermischen und eine ungute Hybride auszubilden, die das Mal der Scheidung ihrer beiden Eltern auch auf die unerwünschte Nachkommenschaft übertrug.

Die Scheidung von Kultur und Natur
Natur ist ein Etwas, das in der Vorstellungswelt der europäisch geprägten Kultur unabänderlichen und mathematisch darstellbaren Gesetzen folgt. Natur bestimmt sich im Rahmen dieser Kultur letztlich genau durch den abstrakten Gesetzescharakter, dem der Stoff unterworfen ist. Natur ist, was dieser Gesetzesform gehorcht. Und diese Form prägt das wissenschaftliche Denken auch über die Naturwissenschaft hinaus. Die Naturwissenschaft gilt deshalb nach wie vor zumindest der Tendenz nach als die wahre, wenn schon nicht die einzige Wissenschaft. Noch die Ökonomie soll der herrschenden Ansicht nach einer naturhaften Gesetzmäßigkeit gehorchen, was die damit befassten Disziplinen gewohnt sind, sich wie eine besondere Auszeichnung für eine respektable Position in der Hierarchie der Wissenschaften auf die Brust zu heften. Natur als ein Gesetzeszusammenhang. Wo das Gesetz waltet, ist das Verhängnis freilich nicht weit. Die von Kultur säuberlich geschiedene Natur wird zum Inbegriff eines Reichs gesetzlicher Notwendigkeit, dem etwas Verhängnisvolles anhaftet, weil eine zwanghafte Abhängigkeit von Ursachen und Wirkungen es durchherrscht. Diesem Verhängnis sollte der Mensch, angeleitet vom Licht der Wissenschaft, allerdings entgehen, ja, sich in historisch bis dahin ungekannter Selbstherrlichkeit darüber sogar weit erheben, es wie die Erinnerung an eine im Schatten drückender Ohnmacht ver-

brachte Kindheit unter dem Triumph einer glänzenden Gegenwart begraben und damit für immer hinter sich lassen.

Die Angst vor Abhängigkeit hat ihren Ursprung in der Angst vor dem Anderen. Wo Markt und Kapital die Menschen als Feinde gegeneinandersetzen, entsteht diese Angst systematisch.

Die Gesetze dieser Natur für eine steigende technische Produktivität zu nutzen führte aber, so wurde ab den 1960er Jahren vielen immer deutlicher, nicht dazu, dass die Abhängigkeit von Natur abnahm. Im Gegenteil: Der Versuch die allseitige Abhängigkeit des Menschen zum Verhängnis zu erklären, dem man folgerichtig zu entgehen trachtete, indem man sie zunichtezumachen sucht durch Technik, bestätigt die ursprüngliche Angst wie eine Prophezeiung. Sie erfüllt sich gegen allen Willen selbst, gerade weil der Versuch, ihre Erfüllung zu verhindern, ihr erst die Grundlage dafür bietet, zur reellen Gestalt zu werden. Die Angst vor Abhängigkeit hat ihren Ursprung in der Angst vor dem Anderen. Wo Markt und Kapital die Menschen als Feinde gegeneinandersetzen, entsteht diese Angst systematisch. Sie sieht sich durch die im Gefolge der Industrialisierung nun bedrohlich verschärfte Abhängigkeit bestätigt: „Wir haben es gesagt, die Erde ist kein sicherer Ort für uns Menschen, die Technik ist unsere Heimstatt.“ So macht die ohne Rücksicht technisch angewandte Naturwissenschaft erst recht Natur zu jenem Verhängnis, vor dem die Naturwissenschaft eigentlich hatte bewahren sollen.

Und so hat das Verhängnis namens Natur anders als gedacht auch seinen Lauf genommen, an vielen Orten, in allen möglichen Formen. Eine davon ist der Rückgang der *multitudines* von Insekten und von Vögeln, die Ausdünnung der Artenvielfalt ganz allgemein und weltweit, der Rückgang, ja, der dramatische Schwund einer kreatürlichen Lebensfülle, der auch die sinnliche Umwelt des Menschen nivelliert und einer standardisierten Fabriksarchitektur angenähert hat. Ärmere wurde der Frühling, während die Äcker rechtwinkliger und die Kohlköpfe größer wurden. Heute, knapp sechzig Jahre später, hat sich diese Verarmung, die der erbarmungslosen Zunahme des Geldreichtums und der Ausbeutung der dafür notwendigen natürlichen Lebensgrundlagen zu verdanken ist, zum sechsten Massensterben der Erdgeschichte zugespitzt. Und kaum etwas daran kann überraschen.

Das ist nicht nur deshalb so, weil das Artensterben bereits vor langer Zeit als letztendliches Resultat des industriellen Fortschritts aufgezeigt worden ist, der damals noch fast zur Gänze unberührbar war – wie ebenso vor Langem schon der Klimawandel, der Verlust fruchtbaren Bodens, die Zerstörung der Weltmeere, die Abholzung der Wälder und andere Katastrophen. Es ist auch deshalb so, weil das die logische Konsequenz eines kulturellen Quellcodes ist, der in Dichotomien prozessiert.

Das Naturhafte ist in der dominanten Kultur Europas seit der Neuzeit das Verhängnisvolle, die Abhängigkeit, die bedroht, weil man ihr ausgeliefert ist. Vor dem Hintergrund dieser Abhängigkeit, die als ein Verhängnis verstanden und empfunden wird, zeichnet sich das Verlangen danach ab, einem davon entbundenen Willen freien Lauf zu lassen, der Souveränität verkörpert. Dieser Wille kann sich nur als frei gerieren, insoweit Abhängigkeit und Unabhängigkeit fein säuberlich voneinander geschieden werden: die Erstere wird als Natur in ein vermeintliches Außen des menschlichen Lebens projiziert, die Zweite als Kultur verinnerlicht. Damit aber ist ein Paradoxon in die Welt gesetzt, das den Kern der ökologischen Krise heute ausmacht. So nämlich ruht diese Kultur gewissermaßen auf einem doppelten, brüchigen Boden. Dem Denken, das dieser Kultur entspricht, gilt die Natur als ein unberedter Gegenstand, der mit sich machen lässt, was der ungebundene Wille sich in den Sinn setzt. Dieses Denken ist mit einer Produktions- und Konsumweise verwoben, die den als Natur gesetzten Stoff als reine Ressource zur Verkörperung abstrakten Werts behandelt. Die materiellen Folgen dieses Denkens, Produzierens, Konsumierens aber bringen das hervor, was es zu bannen vorgibt: Natur als ein Verhängnis, das bedroht und nach noch größeren Mitteln ruft, um es zu bannen. Diesem zunehmenden Verhängnis mit genau jenem Mittel beizukommen, das es eigentlich in Bann legen soll, führt allerdings nur noch tiefer in ebendieses Verhängnis hinein. Das Mittel für diesen Bann ist eine inhaltslose technische Effizienz, deren Zugriff die Welt in einzelne sauber abgrenzbare und berechenbare Elemente auseinanderbricht und mit dem Ziel, abstrakten ökonomischen Wert zu vermehren, zuerst überhaupt in Wert und dann neu zusammenzusetzen hilft. Aus dem heiligen Land der Ahnen wird so eine profitable Lagerstätte, der geliebte Hügel hinterm Haus zum lukrativen Steinbruch. Auch das menschliche Leben gilt nur als eine Variante der Formbarkeit von unberedtem Stoff. Rücksicht darauf wird in

diesem Rahmen nur geübt, wenn und insoweit der Stoff sich mit Druck Gehör verschafft.

Nun lässt sich dieser Teufelskreis von Verbannung ins Verhängnis, Überschlag desselben in eine Kultur, die sich im Bannkreis technischer Rationalität eingrenzt, und gesteigertem Versuch, das Verhängnis zu verbannen, freilich nicht umstandslos aus dem gegenwärtigen Verständnis von Naturwissenschaft ableiten. Sosehr die Naturwissenschaft heutiger Form auch zusammen mit der kapitalistischen Produktionsweise, von der hier die Rede ist, in einem gemeinsamen kulturellen Untergrund wurzelt, so sehr hat sich doch die Berechenbarkeit als Inbegriff der Natur inzwischen auch zu ihrer eigenen immanenten Kritik gewandelt. So lässt sich bereits aufzeigen, dass es keine zwei ontologisch voneinander unabhängigen Bereiche gibt, Kultur auf der einen Seite, Natur auf der anderen. Ein Name, der für diese Einsicht eingeführt worden ist, heißt Anthropozän. Freilich, es handelt sich nicht um eine überhistorische Menschheit, die die Erde in ein neues geologisches Zeitalter geführt hat, als wäre sie nur eine weitere Naturkraft unter anderen, sondern vielmehr um die Menschheit in ihrer kapitalistisch geprägten Verfasstheit. Das Anthropozän birgt also eine zweideutige Erkenntnis.

Es steckt auch eine Gefahr in der Rede von einem Anthropozän, die nicht auf die Bedingungen reflektiert, die der Menschheit die Natur nun als ihr eingeboren und zugleich als ihre Ausgeburt anzuerkennen aufzwingt. Sie liegt in der besagten Doppelbödigkeit des europäischen Naturbegriffs beschlossen. Denn auch das Anthropozän als Denkfigur des Verhängnisses lässt unterschiedliche Folgerungen zu. Entweder es erscheint erneut auch unter diesen Prämissen der Versuch nach einer Beherrschung des Verhängnisvollen durch den Bannstrahl von Kapital und Technik auf. Auf der erreichten Stufenleiter katastrophischer Dynamik verlangt dieser Bannstrahl entsprechend danach, nun den Planeten insgesamt nach genau dem Muster technisch zu managen, das auf diese Stufenleiter erst geführt hat. Die technische Zivilisation wird zugespitzt als Natur zweiter Ordnung affirmiert. Oder es kommt der Gedanke auf, die Menschheit und ihre Kultur sollen sich in Natur auflösen, müssen zum Verschwinden gebracht werden. Das geschieht in einem neuen Kult der primitiven Wildheit, mitunter mit Anklängen an eine gewisse Sorte Anarchismus scheinbar subversiv verbrämt. Jene Wildnis freilich entpuppt

sich als ein negatives Abziehbild der Kultur, gegen die sie eigentlich als größter denkbarer Gegensatz ins Treffen geführt werden soll. Es handelt sich dabei nur um einen der europäischen Kultur immanenten, für sie spezifischen Gegensatz: menschenleere Wildnis (und die Wilden) gegen naturentleerte Menschheit. Gleiches gilt für den Versuch, das Verhängnis abzustreifen, indem man sich der Sprache der Biologie und der entsprechenden Praktiken von Natur als Genpool, Biomasse, Selektion bedient. Auch hier bleibt der grundlegende Zwiespalt der europäisch-kapitalistischen Kultur bestehen. Der schmerzhaft offenkundige Konflikt zwischen Natur und Kultur wird so nur vertieft: zwischen dem Anspruch, Natur als rohen Stoff für von ihr unabhängige Zwecke zu degradieren auf der einen Seite, und der fortschreitenden Unterjochung einer immer größeren Zahl an Menschen durch Natur als eine Macht, die der Menschheit Zwecke vorzugeben scheint, auf der anderen Seite. Eine Annäherung an Versöhnung kommt so nicht in Sicht, sondern rückt in noch weitere Ferne.

Oder aber es wird im Gefolge der Erschütterung, die das Anthropozän bedeutet, bewusst, dass die Trennung von Kultur und Natur nur weiter ins Verderben führt, dass also Umkehr nötig ist. Und zwar radikal. Ein Drittes, das sich der falschen Opposition von Kultur und Natur entschlägt, tut not.

Ein allgemeiner Begriff von Krise

Der Marx'sche Begriff der Krise erhellt, worin die Ursache dieser Krise liegt und wohin die Umkehr führen muss. Krise nämlich, schreibt Marx, ist der Punkt eines Kreislaufs, an dem sich gewaltsam bemerkbar macht, dass dessen Momente, die zusammengehören, sich gegeneinander verselbstständigt haben. Das gilt für die kapitalistische Ökonomie, wenn Produktion und Konsum, Ausbeutung der Arbeit und Umfang der Investition auseinanderfallen, ebenso wie von dem Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, den schon Marx von einer tiefen Kluft durchrissen sieht.

Die ökonomische Krise ist unvermeidlich, weil sich das Geld als durchaus prekäres Glied zwischen Produktion und Konsum schiebt. Das Geld entkoppelt diese beiden zusammengehörigen Momente der Kapitalverwertung und setzt damit die Möglichkeit des Auseinanderfallens. Das Geld nimmt in diesem Zusammenhang eine strukturell ähnliche Position wie die Kultur in der Dichotomie zur Natur ein. Tatsächlich erscheinen Produktion

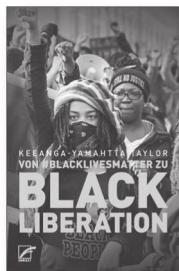
Black Lives Matter!



Vom täglichen Kampf gegen Rassismus in den USA

Ijeoma Oluo
Schwarz sein in einer rassistischen Welt
Warum ich darüber immer noch mit Weißen spreche

240 Seiten | 16 Euro



Von der Black-Lives-Matter-Bewegung zu einer grundlegenden Transformation der USA gelangen

Keeanga-Yamahatta Taylor
Von #BlackLivesMatter zu Black Liberation

296 Seiten | 19.80 Euro



Interaktives Handbuch der bekannten Anti-Rassismus-Trainerin – jetzt in der 8. Auflage!

Tupoka Ogette
exit RACISM
rassismuskritisch denken lernen

136 Seiten | 12.80 Euro



Warum die Verhältnisse nicht auf Rassismus und Sexismus zu reduzieren sind

bell hooks
Die Bedeutung von Klasse

180 Seiten | 14 Euro



Essays zu Kämpfen in zeithistorischen und aktuellen Widerstandsbewegungen

Angela Y. Davis
Freiheit ist ein ständiger Kampf

160 Seiten | 14 Euro



Leidenschaftliche Lyrik für eine bessere Welt

Audre Lorde
Die Quelle unserer Macht
zweisprachig
englisch-deutsch

184 Seiten | 14 Euro

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

und Konsum im Verhältnis zum Geld einem Naturzwang verhaftet, mit dem viele Abhängigkeiten einhergehen, die das Geld negiert, seien es die technischen und sozialen Produktionsvoraussetzungen und die relativ langen Zyklen der Produktion, die mit der unmittelbaren Verwertung von Geldkapital nicht Schritt halten können, seien es die vergeschlechtlichten Zwänge der Reproduktion der menschlichen Lebensgrundlagen in Gestalt des privaten Haushalts. Die Souveränität des Geldes, die sich im Aufschub von Konsum oder Investition und Abheben in spekulative Höhenflüge beweist, zerbricht früher oder später an der unhintergehbaren Notwendigkeit, dass auch produziert und konsumiert werden muss, was vom Geld letztendlich repräsentiert werden soll.

Ähnlich und damit im Zusammenhang verläuft die Entkoppelung der Momente natürlicher Stoffkreisläufe. Weil sich das Geld auf sich selbst in der Kapitalbewegung rückschließt und das Material der Natur bloß als Durchgangsstadium seiner Verwertung erscheint, nimmt es auch keine Rücksicht auf die materiellen Notwendigkeiten, Abfälle rückzuführen und zu verarbeiten oder zu kompostieren, die Kapazität von Wäldern zu beachten, die in der Lage sind, das klimaschädliche Kohlendioxid zu neutralisieren, und allgemein die Rate der Neubildung von Naturelementen nicht zu überschreiten, die für das menschliche Dasein grundlegend wichtig sind.

Die ökonomische Krise stellt die notwendige Einheit der Momente des Verwertungskreislaufs gewaltsam wieder her. Die ökologische Krise dagegen vertieft sich, solange ihre Ursachen fortbestehen. Anders als die ökonomische Krise, die das Kapital zur periodischen oder epochalen Erneuerung führen kann, wirkt eine ökologische Krise für die Kapitalverwertung nicht als Erfrischungskur. Einzelne Kapitalien vermögen von ökologischen Krisen zwar durchaus zu profitieren, und solche Krisen mögen technische Innovationen anregen, die eine Anpassung erlauben. Aber die Verschlechterung der natürlichen Produktionsgrundlagen als solche hat insgesamt gesehen keinen die Verwertung steigenden Effekt.

Vielfältige Naturverhältnisse

Der Mensch-Natur-Stoffwechsel ist nicht die einzige Dimension des Naturverhältnisses. Dazu zählt nämlich nicht nur die der Materialität, die sich in physischen Flüssen im Raum abbilden lässt oder im konkreten Handeln von Menschen an Natur

aufscheint, an der Weise, wie Kultur herstellt, was sie als ihr eigenes Anderes setzt: Natur. Diesem Verhältnis eignet auch eine kognitive Dimension, umfasst also die Art, wie Kultur geistig dessen habhaft zu werden sucht, was sie aus ihrem purifizierten Bereich auszuschließen trachtet. Darüber hinaus gibt es auch eine affektive Dimension, die Materialität und Kognition durchwegs begleitet, eine atmosphärische Gestimmtheit, eine spezifische und historisch gewordene Leidenschaftlichkeit, die das materielle und kognitive Naturverhältnis einfärbt, drängend macht, auf ein Ziel hin ausrichtet. Und schließlich ist darin auch eine historisch bestimmte Symbolik eingewoben, die ans Imaginäre anschließt, die Art also, wie Natur vorgestellt, repräsentiert wird. Natur wird nicht nur in Zahlen repräsentiert, sondern in noch weiteren, teils widersprüchlichen Formen eines Bilds von Natur, sprachlich und visuell, vom Zeitungsfeuilleton über die Werbung bis zum Kino.

Keine Gesellschaft, auch nicht die der so genannten hochentwickelten Nationen, reproduziert sich vollständig in der Form des Kapitals, der Verwertung von abstraktem ökonomischem Wert, wie er im Geld erscheint und angeblich alle gesellschaftlichen Vollzüge regelt – und das vorzüglich, wie die dem Geldverhältnis zugeeignete Ideologie behauptet. Das Kapital und die ihm korrespondierende Marktwirtschaft, in deren Praktiken sich die Verwertung des abstrakten Werts vollzieht, beruhen vielmehr auf einem weiten Land von sozialen Beziehungen, in denen Menschen einander nicht als Dinge behandeln oder als Wesen, die Dinge haben und nur als solche Wesen gelten.

Diese Beziehungen, die einen lockeren Kreislauf von Geben, Annehmen und Erwidern bilden, in dem sich Menschen wechselseitig als soziale Wesen anerkennen, sind die Voraussetzung dafür, dass Menschen überhaupt als Arbeitskraft auf einem Markt in Erscheinung treten können, als Wesen, die Dinge kaufen und verkaufen, die sich als Kooperierende im Getriebe der Konkurrenz behaupten.

Doch ähnlich wie schon der umfassende Komplex der europäisch-kapitalistischen Kultur und die in ihr eingeschriebenen Bedeutungen von Kultur und Natur gebären auch das Denken und die Praxis einer Ökonomie, die scheinbar sich von menschlichen Abhängigkeiten befreit, ihr genaues Gegenteil. Dem freien Willen der ökonomischen Subjekte gerät so der eiserne Käfig der Nation, der

erstickende Einschluss in die Kategorien von Geschlecht und Rasse zu dem ihm entsprechenden absoluten Gegensatz der Unfreiheit, der Mensch in Natur einbannt und zur Ausbeutung freigibt. Dazu gehört im Besonderen die weiblich imaginierte Arbeitskraft. Sie leistet eine Beziehungsarbeit, die den Menschen erst überhaupt als menschliches Wesen in die Welt setzt, indem Kinder ernährt, geliebt und aufgezogen und Arbeitsmänner umsorgt werden. Selbst dort, wo diese Beziehungsarbeit empirisch nicht mehr den erneut mit Verweis auf Natur biologisch definierten Frauen aufgelastet wird, erscheint sie als zutiefst „weiblich“ (und wird häufig bloß auf Arbeitsmigrantinnen aus Ländern am unteren Ende der Wertschöpfungsketten verschoben). Parallel zum Denken von Natur als unbedeutendem Stoff wird auch diese Form gesellschaftlicher Arbeit als Verhängnis imaginiert, dem die Hälfte der Menschheit unterworfen wird, einem angeblichen Gesetz ihrer inneren Natur folgend.

Diese grundlegende Art der Beziehungsarbeit im Besonderen und die Allgegenwart von Beziehungen auch im Kern der kapitalistischen Produktionsweise selbst im Allgemeinen deuten darauf hin, dass sich das gesellschaftliche Leben auch unter den Prämissen des Kapitals weit heterogener darstellt, als beispielsweise die herrschende ökonomische Wissenschaft wahrzunehmen geneigt ist. Nicht nur sind Beziehungen vonnöten, um in der Arbeit zu kooperieren. Die Formen der Kooperation selbst reichen über das kapitalistische Produktionsverhältnis deutlich hinaus. Mannigfache Gestaltungen Solidarischer Ökonomien, von Commons, sind mit der kapitalistischen Produktionsweise artikuliert. Neben den kapitalistischen Unternehmen existieren Genossenschaften, die Ökonomien der Haushalte, das nicht profitgetriebene Wirtschaften staatlicher Institutionen, die soziale Infrastrukturen herstellen, Initiativen, die ohne Kauf und Verkauf im Kollektiv produzieren und verteilen, und so fort. Diese Modi der Produktion sind der Tendenz nach mit je eigenen Naturverhältnissen verkoppelt. Der materielle, kognitive, affektive und symbolische Bezug auf Natur, oder besser gesagt auf viele verschiedene ihrer Elemente wie Tiere, Pflanzen, Steine, Kräfte, Orte, entspricht nicht notwendigerweise der Kultur-Natur-Dichotomie als binärem Quellcode.

Schon innerhalb dieses Quellcodes gibt es einen gewissen Grad an Heterogenität. So unterscheidet sich etwa der Zugriff des in den *Life Sciences* enga-

gierten Kapitals auf Biodiversität als genetische Ressource zum Teil von dem Kapital, das anorganische Ressourcen ausbeutet. Während das Letztere die Metalle oder die fossilen Stoffe einer Lagerstätte rücksichtslos aneignet und eine großflächige Zerstörung der Lebewelt nicht-menschlicher Organismen und der Menschen selbst in Kauf nimmt, agiert das Bio-Kapital im eigenen Interesse umsichtiger. Die Grenze dieser Umsicht ist allerdings auch hier vom monetären Kalkül gesetzt, in dessen Rahmen die Kapitalverwertung sich vollzieht. Auch die europäisch-kapitalistischen Naturbilder, die sich im Rahmen der Kultur-Natur-Dichotomie herausgebildet haben, weisen eine gewisse Bandbreite auf, die sich mit je spezifischen Praktiken verknüpft: Bedrohung menschlicher Souveränität als Macht, die dem Menschen feindlich gesinnt ist und daher gezähmt, niedergelungen oder ausgelöscht werden muss; bloßer Hintergrund oder reines Außerhalb vollständig technisierter Räume und Imaginationen, sodass Natur zu einer minimalen, sterilen Restgröße absinkt, die keiner Beachtung bedarf; Warenlager, Gegenstand und Kulisse für menschliche Macht und Genüsse, die nur für den hedonistischen oder profitorientierten Gebrauch Berechtigung hat und zur Ausbeutung oder reinem Utilitarismus preisgegeben ist; jungfräuliches Arkadien, das vor menschlichem Zugriff unberührt geschützt werden muss.

Diese Naturbilder sind Teil mehrdimensionaler Naturverhältnisse. Sie gehören zu vielfältigen Praktiken der Herstellung je spezifischer Naturen (und im Gegenzug auch von Kulturen). Das Bild von Natur als Arkadien leitet dabei schon zu Naturverhältnissen über, die nicht mehr zum Umkreis der kapitalistischen Naturverhältnisse gehören. Für diese ist allerdings im engeren Sinn charakteristisch, dass Natur oder genauer gesagt bestimmte Naturelemente nicht mehr als wesenhaft getrennt vom menschlichen Dasein empfunden, gedacht, symbolisiert und behandelt werden. Die Elemente der Natur treten dabei in verschiedene Formen von Beziehung ein mit dem Menschen.

Das Naturverhältnis als eine *Beziehung* zur Natur gleicht der Struktur der sozialen Beziehungen der Menschen untereinander. Die Naturbeziehung entsteht in einem Zyklus von Geben, Annehmen und Erwidern, der sich auf zugleich kognitiver, gefühlsmäßiger, imaginär-symbolischer und materieller Ebene abspielt. Ein Garten wird gepflegt, ein Acker bestellt. Ein Tier wird umsorgt und eine

Pflanze bewundert. Ein Stein wird behauen und ein Licht zuinnerst empfunden. Der Mensch spiegelt sich dabei in einem Tier oder einer Pflanze, in einem Ort, in einem Garten oder einer Landwirtschaft, in einer Naturkraft, einem Wald oder in einem Berg, und nimmt umgekehrt Eigenschaften dieser Elemente von Natur in sich auf. Sie werden Teil der menschlichen Identität ebenso, wie sich der Mensch durch Entäußerung von Kraft und Kreativität in der Bearbeitung, Gestaltung, geistig-emotionalen oder kontemplativen Aneignung von Natur eine Identität erzeugt. Mensch und Natur verweisen im Wechselspiel von Natur als Beziehung beiderseitig aufeinander. Der Mensch entwirft sich in einer Natur, die zugleich zu ihm spricht, ihn ihrerseits entwirft. So weicht der monoforme Herrschaftsbereich der Kultur vielfältigen konkreten Beziehungen zu Elementen außer dem Leben der Menschen selbst. Es ist nicht die Natur schlechthin, mit der eine Beziehung eingegangen wird, sondern es sind jener Baum, diese Katze, diese Felder oder jener Wald, der Schnee, ein bestimmter Strand, mit der ein Mensch eine Bezo-genheit entwickelt, die nur sprachlich verallgemeinert werden kann, aber nicht als konkrete Beziehung. Den Amazonasregenwald kann eins bloß als Vorstellung lieben. Diese Formen der Naturbeziehung gehen mit Gefühlen und Praktiken der Ehrfurcht oder Dankbarkeit, der Verpflichtung und Sorge, der Zugehörigkeit und inneren Verwandtschaft einher.

Die Objektivierung der Feindseligkeit

Die Entäußerung des Menschen in die Natur, die sich in den Naturverhältnissen der Beziehung zur Natur zeigt, bestimmt auch den Verlauf des Verhängnisses der Natur, das heute auf uns lastet. Katastrophen wie der Klimawandel machen die grundlegende Feindseligkeit der dominanten europäisch geprägten Kultur und Produktionsweise zu einem physischen Gegenstand. Die Natur bricht als Katastrophe über eine Kultur herein, die selbst katastrophisch ist. Die Naturkatastrophe ist somit das Resultat einer projektiven Identifikation des europäisch geprägten Menschen. Dieser Mechanismus schiebt in ein imaginiertes Außen ab, was in Wirklichkeit diesem historisch bestimmten Menschen selbst nur eignet, und zwar auf solche Weise, dass das Eigene wie ein Fremdes tatsächlich über es kommt und alles zu bestätigen scheint, was die Projektion an Gründen für sich rationalisierend anführt. Die gescheiterte Verbannung der Abhängigkeit, die als Verhängnis aus einer tiefinnerlichen Angst vor ihr entsteht, in ein Reich von Notwen-

digkeit und Natur, macht die schlimmsten Befürchtungen der Naturverfallenheit, von Natur als Verhängnis wahr. Natur als Gesetzeszusammenhang scheint sich nun nicht mehr allein als eine Maschinerie anzubieten, um menschliche Zwecksetzungen nach Herrschaft und Genuss zu verfolgen, sondern tritt daneben auch im Gewand einer planetarischen Tragödie auf, die schicksalhaft den Menschen in ihren Abgrund zieht: der schlimmste Alptraum europäisch geprägter Zivilisation wird wahr.

Damit kommt der rücksichtslose Charakter dieser Zivilisation endgültig zur Kenntlichkeit. Er richtet sich in einer enormen Drohkulisse auf und wirft seinen Schatten auf unvorstellbar viele Generationen, die nach uns kommen und doch mit uns zu tun haben werden. Das Unglück, das Kapital und Markt menschheitsgeschichtlich bedeuten, materialisiert sich in einem Klimawandel, im Artensterben, im Bodenverlust und in mannigfachen weiteren Formen der Natur gewordenen Feindseligkeit von Mensch gegen Mensch, die zwar zur Kenntlichkeit bringt, wie es um die sozialen Beziehungen bestellt ist, aber deshalb nicht zwangsläufig erkannt werden muss.

Während sich der Schrecken der kapitalistischen Produktionsweise und der ihr korrespondierenden europäisch geprägten Kultur in der von ihr hervorgebrachten Natur objektiviert, wird damit auch die Bahn für eine noch tiefere Verkenning dieser Schrecken gelegt. Denn der Schrecken der natürlich gewordenen sozialen Katastrophen zeigt nicht schon an sich selbst auf, dass er nur die Schrecknisse des kapitalistisch verfassten Zusammenlebens wie ein Spiegelbild den Menschen vorhält.

Davon abgesehen betrifft er die Menschen in höchst unterschiedlichem Ausmaß. Selbst der Klimawandel ist keineswegs eine sozial nivellierende, sondern tatsächlich eine weiter ungemein spaltende Veränderung, in der sich auch die Ungerechtigkeit der kapitalistischen Entwicklung noch tiefer in die Menschheit eingräbt, wenn nämlich jene, die am wenigsten zur Klimakatastrophe beitragen, am härtesten davon getroffen sind. Die Armen im globalen Süden und die im Norden.

Die Suche nach einer Naturbeziehung, die glückt

Das Verhängnis, das die Menschen füreinander sind, kommt also objektiviert über uns. Die Projektion der Urangeist des kapitalistisch geprägten

Subjekts in ein vermeintliches Außen, die Verbanung der allseitigen Abhängigkeit und andauernden Verletzlichkeit in eine scheinbar von Kultur zu scheidende Sphäre der Natur, die der Kultur absolut zu Diensten gemacht werden kann, führen in eine immer tiefere Abhängigkeit und tatsächliche Verletzung nicht nur des außermenschlichen, sondern auch des menschlichen Daseins. Die Virus Krisen des 20. Jahrhunderts, wovon COVID-19 nur die jüngste Episode darstellt, die sich, je nach Typ, aus der Zerstörung der Wälder, der Ausbeutung von Tieren und grassierender Armut speisen, machen das nur in einer weiteren Variante deutlich. Das Virus SARS-CoV-2 ist keine abgesonderte Natur, die über uns wie aus einer anderen Welt hereinbricht, sondern ist ein natürliches Artefakt, das aus einem bestimmten Zusammenspiel von Natur und Kultur, einer bestimmten Konstellation ihrer Elemente entsteht und diese Trennung erneut Lügen straft. Dieses Virus ist ein gesellschaftliches Ding, das den zerstörerischen Charakter der kapitalistischen Produktionsverhältnisse als Gegenstand objektiviert auf die menschliche Gesellschaft zurückwirft. Ganz ähnlich wie etwa auch der Klimawandel.

Der Schrecken der natürlich gewordenen sozialen Katastrophen zeigt nicht schon an sich selbst auf, dass er nur die Schrecknisse des kapitalistisch verfassten Zusammenlebens wie ein Spiegelbild den Menschen vorhält.

Eine Umkehr im menschlichen Naturverhältnis muss also dort ansetzen, wo anstelle einer einseitig projektiven Identifikation eine zweiseitig projektiv-introjizierende Identifikation stattfinden kann. Wo also die Menschen sich nicht nur in Natur entäußern, sondern die Elemente der Natur als ihr Eigenes anerkennen. Dort nämlich, wo anstelle einer fundamentalen Beziehungslosigkeit eine Beziehung währt. Dem dichotomen Quellcode der europäisch geprägten Kultur entgegengesetzt, der die Auftrennung und Purifizierung der Bereiche von Kultur und Natur wie ein Fraktal in vielen Formen praktiziert und fortführt, gilt es die heute dominanten Naturverhältnisse der Herrschaft, der Naturvergessenheit und des rein instrumentellen, kühl berechnenden Gebrauchs in eine Vielfalt von ebenso konkreten wie kollektiven Naturbeziehungen aufzulösen, die mit Ehrfurcht und Dankbarkeit, Verpflichtung und Sorge, Zugehörigkeit und einem Gefühl innerer Verwandtschaft verbunden sind. Dafür ist Voraussetzung, sich der Urangeist vor Kontrollverlust durch Abhängigkeit zu stellen und

einen Umgang damit zu finden, der Freiheit nicht mit Unabhängigkeit gleichsetzt, sondern Freiheit als Spiel der Beziehungen begreift, das sich jenseits der Dichotomie von Abhängigkeit und Unabhängigkeit entfaltet, an einem dritten Ort.

Diese Naturbeziehungen sind mehrdimensionale Praktiken, Weisen etwas zu tun, zu denken, zu sprechen und zu empfinden, die sich strukturell in den sozialen Beziehungen selbst darstellen. Wie die Menschen miteinander umgehen, so gehen sie im Allgemeinen auch mit Pflanzen um und mit den Tieren. Der grundlegendste Bezug auf Welt unterscheidet nicht zwischen Mensch, Stein und Tier. Das gilt freilich nur der Tendenz nach. Denn auch unter kapitalistischen Bedingungen bestehen vielfältige Naturverhältnisse nebeneinander, mal in wechselseitiger Komplementarität, mal in gegeneinander gerichteter Konkurrenz und mitunter auch durchaus gleichgültig. Der Eigentümer eines Bergbaukonzerns mag im Privathaushalt naturnah Gartenbau betreiben. Ebenso mag die Angestellte einer Autofirma nach Büroschluss Biolebensmittel kaufen und ihre Katze liebend versorgen. Die heute vorherrschenden Naturverhältnisse werden zwar von einer bestimmten Kultur und Produktionsweise dominiert, unterscheiden sich aber auch je nach Akteur und Kontext. Diese fortwährende Widersprüchlichkeit von Naturverhältnissen sollte ausgenutzt werden, um den Widerspruch zur kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Dominanz voranzutreiben.

Es ist vielleicht kein Zufall, sondern für die Erkundung von Naturverhältnissen, die aus dem Verhängnis führen, höchst signifikant, dass die alte Vorstellung von einem Paradies mit dem Garten symbolisch dieselbe Wurzel teilt. Es liegt darin nicht nur Genuss, Schönheit und Versöhnung, sondern auch die Begrenzung (die etymologisch sowohl im Paradies als auch im Garten miteingeschlossen ist), die eine Einhegung menschlichen Zugriffs auf Welt bezeichnet. Das Paradies steht etymologisch am historischen Beginn des Wortes „Park“, während der Garten in den slawischen Sprachen, bezeichnend nach der Seite der Kultur hin, seine Wurzel mit der Stadt teilt. Die Stadt des menschlichen Glücks, einer glückenden Naturbeziehung, ist zugleich ein Garten.

Auch wenn es uns mehr überraschen sollte als eine Fortsetzung des Verhängnisses: die Tür zu diesem Garten steht der Menschheit offen, sie muss nur auch durchschritten werden. Bis dahin werden auf vielen der sich ausweitenden Ruinen der europäisch geprägten Zivilisation noch Gärten des Übergangs entstehen. Sie zusammen könnten uns in diesen großen Menschheitsgarten führen.

ANDREA*S EXNER studierte Ökologie und forscht u.a. zu sozial-ökologischer Transformation und Ressourcenpolitik

Neues Buch von

Alfred Fresin

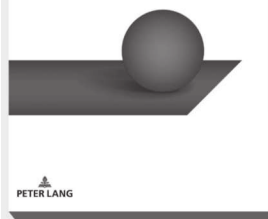
Wie kommt der Kapitalismus an sein Ende?

Kritik an Vorstellungen zum Abgang dieser Ökonomie

Alfred Fresin

Wie kommt der Kapitalismus an sein Ende?

Kritik an Vorstellungen zum Abgang dieser Ökonomie



Schon wieder ein Buch, das den Abgang dieser Ökonomie beschwört oder prophezeit? Nein, ganz und gar nicht: Es geht darin vielmehr um eine kritische Auseinandersetzung mit Vorstellungen von Kapitalismuskritikern vom Ende des Kapitalismus und mit praktizierten Versuchen, diesen zu überwinden.

Nach einer Zusammenfassung der daraus resultierenden wichtigsten Erkenntnisse wird skizziert, wie der Kapitalismus tatsächlich an sein Ende käme.

Diejenigen die sich ernsthaft die Frage nach einer Alternative stellen, werden schließlich auch fündig.

Die „bedürfnisorientierte Versorgungswirtschaft“, die der Autor in einem anderen Buch ausführlich vorgestellt hat, wird kurz dargestellt und kritische Stellungnahmen besprochen.

Übersichtliche Gestaltung und verständliche Sprache zeichnen dieses Buch aus.

Weitere Informationen im Internet

Erschienen im Peter Lang Verlag

Tomasz Konicz

Marode kapitalistische Misswirtschaft

*„Da ist er wieder, der unvermeidliche
Kartoffelstandard aus fast drei Jahrhunderten
Krisen-, Kriegs- und Armutszeiten der
,wohlfahrtsteigernden Marktwirtschaft‘.“
(Robert Kurz)*

Es gibt Dinge, die man sich in Krisenzeiten – wenn es mal wieder gilt, Konzerne und Banken mit vielen Milliarden Euro zu stützen – schlicht nicht leisten kann. Nahrung zum Beispiel. In der Bundesrepublik als einem der reichsten Länder der Welt sind ohnehin Millionen Menschen von Mangelernährung betroffen. Die Corona-Pandemie hat die Situation noch zusätzlich zugespitzt, weil die Betroffenen sich aufgrund explodierender Preise für Frischprodukte ausreichende Mengen von Obst und Gemüse schlicht nicht kaufen können.

Ende April appellierten Verbraucherorganisationen folglich an die SPD, die zu Beginn der Corona-Pandemie gemachten Zusagen einzuhalten und die Hartz-IV-Sätze anzuheben, um die bereits gegebene Mangel- und Unterernährung insbesondere unter den Kindern von Hartz-IV-Beziehern nicht noch weiter ansteigen zu lassen. Die NGO Foodwatch, die ein Sofortprogramm gegen Ernährungsarmut fordert, nannte hierbei eine ganze Reihe von Krisenfaktoren, die die marginalisierten Bevölkerungsschichten der Bundesrepublik in die Mangel nehmen.

Viele Tafeln, bei denen sich verarmte und marginalisierte Menschen versorgten, haben inzwischen dicht gemacht. Zudem seien die kostenlosen Schulsuppen ausgefallen, die für die Ernährung sozial benachteiligter Kinder wichtig seien. Frische Lebensmittel wie Gemüse seien im April dieses Jahres um rund 27 Prozent teurer als im Vorjahreszeitraum. All jene sozial abgehängten Menschen, die seit der Durchsetzung von Hartz-IV ihren Nachwuchs mit 4,09 Euro täglich ernähren müssen, stellt diese Situation vor ein unlösbares Problem.

Die SPD-Vorsitzende Saskia Esken versprach in einer Stellungnahme, zu klären, ob vorübergehende Mehrbedarfe der Hartz-Opfer tatsächlich gegeben seien, und gegebenenfalls in Gesprächen mit dem Koalitionspartner CDU/CSU zu eruieren, welche zusätzlichen Maßnahmen eventuell beschlossen werden könnten. Der Bund hat ja bereits 600 Milliarden zur Absicherung einer Wirtschaft veranschlagt, die zudem noch auf zusätzliche Abwrackprämien für neue Spritfresser drängt. Man muss als Realpolitiker auch in einer historisch beispiellosen Wirtschafts- und Klimakrise Prioritäten setzen können. Und das bedeutet letztendlich, möglicherweise auch Wirtschaftszweige zu retten, die in paar Jahren eh tot wären.

In der Bundesrepublik kann das rasch zunehmende Elend noch ignoriert werden, das die Ernährung vieler Lohnabhängigen, die aus der kriselnden kapitalistischen „Arbeitsgesellschaft“ herausfallen, wieder auf einen erbärmlichen urkapitalistischen „Kartoffelstandard“ (Robert Kurz) reduziert. In den USA als der am weitesten in der Krisenentfaltung vorangeschrittenen Gesellschaft des kapitalistischen Weltsystems ist dies nicht mehr möglich.

Rund 30 Millionen Lohnabhängige mussten sich in den Vereinigten Staaten seit Mitte März arbeitslos melden. Die ohnehin extrem geschönte Arbeitslosenquote in den Vereinigten Staaten, die vor Ausbruch der Krise bei rund vier Prozent lag, soll Prognosen zufolge bis auf 20 Prozent hochschnellen. Dies ist ein historisch beispielloser Anstieg der Erwerbslosigkeit in einer sehr kurzen Zeitspanne, der alle zuvor statistisch erfassten Kriseneinbrüche in den Schatten stellt. Die Folgen des Wirtschaftseinbruchs nach dem Platzen der Immobilienblase 2008 – der mit Jobverlusten von rund 8,6 Millionen

einherging – werden bei weiten übertroffen. Das amerikanische Arbeitslosenheer erreicht inzwischen Dimensionen, wie sie während der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts herrschten.

Explosion des Hungers

Dabei erfasst diese Arbeitslosenstatistik den Teil der Erwerbslosen nicht mehr, die nicht fähig oder nicht berechtigt sind, die ohnehin nur kurz ausbezahlte Arbeitslosenunterstützung zu beantragen. Das Ausmaß des Elends ist somit weitaus größer als es die selektiven Erwerbslosenzahlen Washingtons vermuten lassen.

Zudem durchliefen die Vereinigten Staaten seit dem Immobiliencrash 2007/08 einen lang anhaltenden Verarmungsprozess, der die Mittelklasse stark abschmelzen ließ und eine breite Schicht arbeitender Armer hervorbrachte. Inzwischen ist die US-Mittelschicht von 53 Prozent im Krisenjahr 2008 auf rund 44 Prozent der Bevölkerung abgeschmolzen, während an die 40 Prozent der US-Bürger zu den arbeitenden Armen und zur Unterschicht zählen. Die berühmte Middle Class, die das Rückgrat der amerikanischen Gesellschaft bildete, droht somit zur Minderheit zu werden.

Zugleich verfügt das wachsende Heer der Working Poor in den Vereinigten Staaten, die sich nun millionenfach auf der Straße wiederfinden, über keine relevanten finanziellen Polster, die den derzeitigen Wirtschaftseinbruch auch nur kurzfristig abfedern könnten. Es geht somit direkt ans Eingemachte: auf die spätkapitalistische Arbeit, die arm macht, folgt das blanke Elend. Folglich dürfte die Zahl derjenigen US-Bürger, die unter einem mangelhaften Zugang zu Nahrungsmitteln leiden (food insecurity), enorm in die Höhe geschneit sein – und einen weit größeren Bevölkerungsanteil umfassen, als die 2018 offiziell angegebenen 11,1 Prozent.

Zum Vergleich: Nach dem Platzen der Immobilienblasen in den USA, während der Wirtschaftskrise 2008, die bei Weitem nicht so heftig ausfiel wie der gegenwärtige Einbruch, konnten sich rund 15 Prozent der US-Bürger keine ausreichende Diät erlauben. Erste Umfragen deuten auf einen dramatischen Anstieg der Unterernährung aufgrund der aktuellen Krise. Auch hier sind Kinder besonders stark gefährdet. Nahezu 18 Prozent der minderjährigen US-Bürger leiden unter Mangelernährung in der im Abstieg befindlichen Weltmacht, die in Rekordtempo zur Oligarchie nach ukrainischem oder russischem Muster verkommt.

Der Ansturm auf Lebensmittelbanken und Suppenküchen, den die Vereinigten Staaten derzeit erleben, lässt ebenfalls Erinnerungen an die Zeit der großen Depression in den 1930ern aufkommen. Der einzige augenfällige Unterschied zur Systemkrise in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts besteht in vielen US-Regionen ohne öffentliche Transportmittel einfach darin, dass die Menschen stundenlang in ihren Fahrzeugen warten müssen, bis sie etwas zu essen bekommen. Mitunter sind es zehntausende Familien, die über ganze Nächte in ihren fossilen Verbrennungsmaschinen ausharren, bis die total überforderten Lebensmittelbanken den hungrigen Menschen Lebensmittel ausgeben können.

Der Westen als der neue Osten

Mitunter wird in etlichen Regionen die Nationalgarde eingesetzt, um den Massenansturm bei der Lebensmittelverteilung irgendwie zu bewältigen. Die kilometerlangen Schlangen, die sich in vielem migrantischen Innenstadtbzirken bilden, um Lebensmittel oder Einkaufsgutscheine zu ergattern, lassen Erinnerungen aufkommen an die Bilder aus den letzten Jahren des real existierenden Sozialismus, als kurz vor dessen Implosion die Versorgungsengpässe immer drastischer zutage traten.

Noch vor wenigen Wochen wurde im US-Wahlkampf das Gespenst der sozialistischen Misswirtschaft gegen den linken Präsidentschaftskandidaten Bernie Sanders in Anschlag gebracht – nun scheint der marode Kapitalismus seine eigene, antisozialistische Angstpropaganda noch zu übertreffen. Der Unterschied zwischen den damaligen autoritären Modernisierungsregimes des maroden Staatskapitalismus im untergegangenen Ostblock und den abgewrackten westlichen Zentren des globalisierten Spätkapitalismus besteht aus der Sicht der Lohnabhängigen vor allem darin, dass

TOMASZ KONICZ KLIMAKILLER KAPITAL

Wie ein Wirtschaftssystem
unsere Lebensgrundlagen zerstört

mandelbaum kritik & utopie

Klimakiller Kapital
Wie ein Wirtschaftssystem unsere
Lebensgrundlagen zerstört
mandelbaum kritik & utopie

Was sich vor allem ändern muss, ist unsere Gesellschaft, so die Kernthese dieses Buches.
Der zu einer naturartigen Selbstverständlichkeit geronnene, von inneren Widersprüchen getriebene Kapitalismus muss radikal infrage gestellt werden.

man im „Osten“ zwar jede Menge Geld hatte, aber kaum Waren zu ergattern waren, um dieses sinnvoll auszugeben, während im „Westen“ die Schaufenster überquellten, während sich zugleich ausgehungerte Menschen mit einem elendigen „Kartoffelstandard“ begnügen müssen.

Tatsächlich stellt die Misswirtschaft der maroden, spätkapitalistischen Ökonomien in den Zentren des rasch erodierenden Weltsystems in Sachen Ressourcenverschwendung derzeit alles in den Schatten, was in der Sowjetunion und ihren Satellitenstaaten so üblich war. (Und dies ist übrigens kein rein amerikanisches, sondern ein kapitalistisches Problem – die USA als die am weitesten entwickelte Gesellschaft des kapitalistischen Weltsystems gehen auch in der Krisenentfaltung einfach nur den restlichen Volkswirtschaften voran. Auch auf die EU, auch auf die Bundesrepublik, kommt eine schwere Wirtschaftskrise von historischen Dimensionen zu, die kein Kurzarbeitergeld, keine Staatssubventionen überbrücken können.)

Massenhafte Nahrungsvernichtung

Zeitgleich mit der Explosion des Hungers geht eine gigantische Lebensmittelvernichtung in den USA vonstatten, die in der überreichen Krisengeschichte des Kapitalismus kaum Parallelen hat. Während inzwischen 44 Prozent aller US-Bürger sich Sorgen um ihre Ernährungssicherheit machen, da sie kaum noch in der Lage sind, genug zu essen zu kaufen, werden derzeit ganze Ernten vernichtet, um die geheiligten Marktpreise zu stabilisieren.

Die *New York Times* verschaffte ihren Lesern einen Überblick über diese effizient betriebene Vernichtung von Nahrung, bei der Millionen Tonnen Lebensmittel zerstört werden – und die schlicht der kapitalistischen Marktlogik, den berühmten „Sachzwängen“ des Marktes in Krisenzeiten folgt.

Landwirte in Ohio und Wisconsin pumpeten demnach Millionen Liter Milch in Abwässer, während in Idaho zehntausende Tonnen an Zwiebeln in Gräben geschüttet wurden. Im südlichen Florida würden ganze Felder mit Gemüse und Hülsenfrüchten einfach umgepflügt, während in Kalifornien die Ernte auf vielen Feldern einfach verrotten. Ein einziger Großproduzent ließe 750.000 Eier vernichten – jede Woche, berichtete die *Times* unter Verweis auf Nichtregierungsorganisationen, die allein bei Milch einem täglichen Vernichtungsumsatz der pervertierten spätkapitalistischen „Agrarindustrie“ von rund 14 Millionen Litern schätzten.

Während Millionen Hunger leiden, hat im monströsen Fleischsektor der spätkapitalistischen Agrarindustrie inzwischen das große Abschlachten begonnen, wie die Nachrichtenagentur Reuters berichtete. Ferkel und Säue werden massenhaft getötet und „entsorgt“ – indem sie in Gräben zum

Zeitgleich mit der Explosion des Hungers geht eine gigantische Lebensmittelvernichtung in den USA vonstatten, die in der überreichen Krisengeschichte des Kapitalismus kaum Parallelen hat.

Verrotten gefüllt werden, um aus den Verweisungsprodukten später Dünger herzustellen. Es gäbe allein in Iowa jede Woche „700.000 Schweine“, die nicht mehr „verarbeitet“ werden könnten, und die man folglich „einer humanen Euthanasie“ zuführen müsse, hieß es in einem internen Schreiben des dortigen Gouverneurs. In Minnesota mussten 61.000 Legehennen mit Kohlendioxid getötet werden.

Einige Farmer aus Wisconsin berichteten gegenüber Reuters sogar von anonymen Todesdrohungen, die sie nun aufgrund der massenhaften Vernichtung von Milch erhielten. Die erbosten Anrufer hätten sie beschuldigt, Nahrung wegzuschmeißen, während „so viele Menschen hungrig“ seien. Es sei ohnehin schwer, die Lebensmittel zu vernichten, klagten die Landwirte. Aber solche Anrufe würden sie regelrecht „krank“ machen, da die Anrufer nicht wüssten, „wie Landwirtschaft funktioniert“.

Tatsächlich zwingt die von Liberalen aller Couleur vielbeschworene „unsichtbare Hand“ der kapitalistischen Märkte die Farmer und Agrarbetriebe förmlich dazu, ihre Produkte zu zerstören. Es macht innerhalb der kapitalistischen Logik einfach ökonomisch Sinn, Nahrung zu vernichten, auch wenn Menschen hungern und auf den alten, kapitalistischen „Kartoffelstandard“ heruntergedrückt werden.

Höherer Unsinn

Sobald die Nachfrage für eine Ware vollständig kollabiert, wird sie zu einem bloßen Kostenfaktor. Die vielbeachteten „negativen Preise“ für Rohöl resultierten gerade aus dem Umstand, dass die Ölförderer keine Möglichkeit mehr hatten, ihre fossilen Energieträger zu verkaufen, und die gegebenen Lagerkapazitäten bereits überfüllt sind. Vor der Küste Südkaliforniens bilden sich etwa regelrechte Schwärme randvoller Öltanker, die ihre Ware nir-

gends mehr absetzen oder auch nur lagern können. Und die Betriebskosten dieser Tanker sind einfach laufende Kosten für die Besitzer der Ware Öl, die sich dann in negativen Preisen manifestieren. Lagerung, Weiterverarbeitung, Transport; dies alles kostet Geld auch bei Waren, die nicht mehr abgesetzt werden können.

Dasselbe heilige Marktgesetz gilt für Nahrungsmittel. Die Zucht von Nutztieren und die Lagerung von Nahrungsmitteln bilden schlicht Kostenfaktoren, die langfristig untragbar sind, sobald der Wert dieser Waren gegen null tendiert, weil sie nicht mehr abgesetzt werden können. Die Weiterverarbeitung von Agrarprodukten zu Lebensmitteln, ihr Transport zu Bedürftigen oder Lebensmittelbanken – dies alles sind nur noch Mehrausgaben, die weitestgehend vermieden werden müssen, um einen Betrieb in der Krise über Wasser zu halten. Selbst die Vernichtung von Nutztieren oder Lebensmitteln samt ihrer Entsorgung bildet Kostenfaktoren.

Der irrationale Kern der Marktwirtschaft besteht darin, dass alle Waren nur als Träger von Wert von Belang sind.

Der irrationale Kern der Marktwirtschaft besteht darin, dass alle Waren nur als Träger von Wert von Belang sind. In jeder Ware als der „Elementarform“ kapitalistischen Reichtums findet sich dieser zentrale Widerspruch kapitalistischer Gesellschaften, bei dem der konkrete Gebrauchswert als Träger von Wert fungiert. Das Schwein, die Henne, das Ei, die Milch sind für das Kapital nur dahingehend von Interesse, weil sie zur seiner Verwertungsbeziehung beitragen können, indem ihr Wert auf dem Markt durch profitablen Verkauf realisiert wird. Sobald dies nicht mehr möglich ist, sobald Weizen, Kaffee, gefrorener Orangensaft und Schweinebäuche nicht mehr durch Verkauf die in ihnen vergegenständlichte gesamtgesellschaftliche Arbeitszeit in Form von Wert realisieren könnten, sind sie für das Kapital nutzlos, ja gefährlich.

Diese Waren müssen gar vernichtet werden, um die Preise und Märkte zu stabilisieren. Lieber zerstören, als umsonst an Hungerleider verteilen – dies ist das perverse, letztendlich auf blanke Zerstörung hinauslaufende Gesetz der Marktwirtschaft in Krisenzeiten. Und das funktioniert auch, wie Reuters meldete. Während die Großhandelspreise für die Schweine, Eier und Hühner, die massenhaft vernichtet werden, in den Keller fallen,

melden Einzelhändler im selben Zeitraum kräftig steigende Einzelhandelspreise für Eier, Hähnchen, Schweinefleisch und Rind.

So „funktionieren“ alle Märkte unterm Kapital – und nicht nur eine kapitalistische Agrarwirtschaft, die Berge von Lebensmitteln vernichtet, während sich kilometerlange Schlange vor Lebensmittelbanken bilden. Das alles hat somit in seiner perversen Normalität seinen höheren, kapitalistischen Unsinn, gegen den auch wohlmeinende Farmer nicht ankommen. Es sind die berühmten Sachzwänge des Marktes, die die Produzenten auch mit schlechtem Gewissen förmlich zwingen, mitten in einer Hungerkrise, mitten im voll einsetzenden Klimawandel, Nahrung massenhaft zu vernichten.

Alles ist im Kapitalismus nur als Ware, als Träger von Wert von Belang. Sobald es keinen Wert hat, kann es entsorgt werden. Ob nun Schweine, Hühner - oder Menschen als Träger der nun überflüssig werdenden Ware Arbeitskraft, die millionenfach auf die Straße geworfen werden. Es mögen Millionen Menschen verhungern, aber es will sich dabei schlicht keine zahlungskräftige Marktnachfrage einstellen. Alles geht hier seinen gewohnten, kapitalistischen Gang.

Ob nun massenhafter Hunger oder kollabierende Ökosysteme: Die blinde Verwertungslogik des Kapitals, die Gesellschaft und Natur vernichtet, kennt nur ihren destruktiven Selbstzweck möglichst hoher Selbstverwertung – sie ist gegenüber den ökologischen und sozialen Folgen ihres Tuns blind. Deswegen macht es für das Kapital beispielsweise auch keinen ökonomischen Sinn, mitten in der voll einsetzenden Klimakrise substanzielle Lagerkapazitäten aufzubauen, um in Zeiten zunehmender Missernten die Lebensmittel für kommende schlechte Zeiten zu lagern, anstatt sie zu vernichten. Dies sind einfach Kosten, die auf die Renditen drücken.

Aus diesem alltäglichen Irrsinn lässt sich eigentlich nur noch eine vernünftige Schlussfolgerung ziehen: Die Menschheit kann sich angesichts der eskalierenden sozioökologischen Krise den Kapitalismus nun wirklich nicht mehr leisten.

Dieser Beitrag erschien
ursprünglich bei TELEPOLIS.

Lorenz Glatz

Pandemie, Staat und Solidarische Landwirtschaft



Die Warnungen der Weltgesundheitsorganisation WHO vor der Pandemie von Covid-19 haben spontan auch ein gutes Echo gefunden. Fürsorglicher und vorsichtiger Umgang mit den Gefahren der Ansteckung und nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft sind vielerorts aufgekeimt, Netzwerke der Hilfe sind hier und da aus dem Boden gesprossen. Beim „Lockdown“ eines Großteils der „Wirtschaft“ verbreitet sich – als Kollateralnutzen sozusagen – eine Ahnung davon, wie viel von unserem Arbeiten und Konsumieren einem guten Leben eigentlich gar nicht zuträglich und durchaus entbehrlich ist. Und was wir Feines tun können, wenn uns auf einmal Zeit dafür und für einander bleibt. Auch die Natur atmet auf, wenn Verkehr und Produktion sich so spürbar reduzieren.

Die meisten Staaten des globalen Nordens haben in einer bemerkenswerten Abkehr von der neoliberalen Dogmatik reagiert: „Gemeinsam schaffen wird das“, „Wir halten zusammen“, „Wir werden niemanden zurücklassen, koste es, was es wolle“, lauteten z.B. hierzulande die Parolen, und tatsächlich wurden beträchtliche Summen Geld auch unter die Massen gestreut. Bis zu den Massenquartieren, den Fleischfabriken, den Putzfrauen, Pflegerinnen, Saisonarbeitern u. dgl. dringt davon freilich kaum was durch. Unser Zusammenleben in und mit den Staaten bleibt von Konkurrenz, Misstrauen und „Geld regiert die Welt“ noch viel mehr „durchseucht“ als von Covid-19. Auch wurden jene Parolen sehr schnell von einem anderen Ton von Gemeinschaft infiziert: „Die ganze Welt im Krieg gegen das Coronavirus“ tönt es da. In einem Krieg geht es auch für Neoliberale „gemeinsam“ gegen den Feind und stehen Disziplin und Gehorsam an erster Stelle. Hilfe und Rücksicht nehmen als staatliche „Maßnahme“ schnell bürokratisch-poli-

zeiliche Gestalt an. Misstrauen kommt auch gegen die „Verbündeten“ auf, und der Feind Coronavirus personalisiert sich rasch mit nationalistischen, fremdenfeindlichen, rassistischen und antisemitischen Zuschreibungen.

Covid-19: „Krieg“ und „Wiederaufbau“?

Riesensummen werden für diesen Krieg auf den mit Geld prall gefüllten, anlagehungrigen Finanzmärkten aufgenommen. Weltweit müssen die seit Jahrzehnten krankgesparten Gesundheitssysteme notdürftig ausgebaut oder überhaupt erst aufgebaut werden. Österreich war bei diesem internationalen Sparprogramm ziemlich säumig, was sich als „noch ein Glück“ herausstellt. Auf jeden Fall aber sollen die vielen im „Lockdown“ stillgelegten Unternehmen – ob für ein gutes Leben sinnvoll oder nicht – möglichst noch über Wasser, d.h. am Markt und in der Konkurrenz gehalten werden. Gutes Leben, Schutz unserer Gesundheit und Lebensgrundlagen, „Arbeit“ durch sinnvolle Tätigkeit ersetzen, das alles wäre ja schön und wünschenswert. Worauf es aber in der herrschenden Wirtschaftsweise ankommt, ist etwas anderes: Wachstum, Arbeit und Konsum, müssen „wieder aufgebaut“ werden, „koste es, was es wolle“.

Ungeheure Schuldenberge türmen sich auf. Solche haben bis dato noch immer zur Vertiefung der Kluft zwischen Arm und Reich getaucht. Das reichste Hundertstel der Haushalte in Österreich besitzt auch jetzt schon fast ein Viertel allen Vermögens, die obersten zehn Prozent haben mehr als die restlichen neunzig Prozent der Bevölkerung gemeinsam. Weltweit besaß im Vorjahr ein knappes Prozent der Menschen fast die Hälfte der weltweiten Vermögen, vier Fünftel der Menschheit

hingegen nicht einmal zwei Prozent. (de.statista.com) Das wird sich, so wie die Dinge angelegt werden, noch einmal enorm verschärfen.

Vor allem aber ist natürlich die Rede vom „Griff“, in den wir den Feind, die Seuche, kriegen müssen. Es geht um neue Medikamente und einen Impfstoff, für den „die Märkte“ und die Staaten Milliardensummen in den Wettbewerb der Pharmaindustrien pumpen. Es geht um den besten Start bei der erhofften Heimkehr aus dem Krieg der Pandemie in den Frieden des Wiederaufbaus und Wirtschaftswachstums – und der Bezahlung unserer „Rettung“.

Woher kommt das „neue Coronavirus“?

Abseits aller Verschwörungstheorien gilt weithin als vernünftigste Sichtweise, dass das neue Coronavirus „auf natürliche Weise aufgetreten und die Infektionen von Menschen durch natürliche Interaktion zwischen Mensch und Tier erfolgt ist“ (ein Diplomat in CNN). Geht es also um den klassischen Kampf Mensch gegen Natur, um dieser „Herr“ zu werden?

Nein. Seuchen wie Covid-19 sind so wenig bloße Naturphänomene wie der Klimawandel, das Artensterben, die fortschreitende Zerstörung des „Wildlife“ in den Urwäldern und Meeren, die Zerstörung der natürlichen Fruchtbarkeit der Erde durch die industrielle Landwirtschaft, die wachsende Zahl von Zoonosen (zwischen Tieren und Menschen übertragene Krankheiten) und die zunehmende Resistenz von Krankheitserregern bei Pflanzen und Tieren (einschließlich der Menschen) gegen Heilmittel. Die WHO warnt angesichts von alledem seit Jahren vor Seuchen und ihrer Wiederkehr in mutierten Formen. Covid-19 ist bloß die erste solche, die nicht nur Menschen in Gebieten des globalen Südens, sondern auch hier in den Industrieländern spürbar bedroht. Die letzte wird sie leider sicher nicht sein.

Unsere Ernährung wird weithin beherrscht von einer globalisierten Agrar- und Nahrungsmittelindustrie. Für sie ist – wie in der Marktwirtschaft überhaupt – das entscheidende Kriterium der erreichbare Maximalprofit. An ihm hängen Erfolg oder Scheitern auf dem Markt. Alle oben angeführten negativen Phänomene sind die Folgen davon, dass Profitabilität mit einem möglichst gesunden und guten Leben für alle nicht zusammengeht. Im Gegenteil treten die neuen Krankhei-

ten „entlang den Kreisläufen des Kapitals“ auf. Im Falle der diversen Vogelgrippen und Schweineseu-chen brechen sie in der Massentierhaltung aus und springen auf die Arbeiterinnen und Konsumenten über. Covid-19 andererseits, Ebola, Sars und andere mehr stammen aus Gegenden, wo „Landgrabbing“ und industrielle Landwirtschaft die Äcker von Kleinbauern und die Naturwälder in Monokultur-Plantagen verwandeln und die Menschen an den Stadtrand der Wildnis oder auf der Jagd nach einem Lebensunterhalt immer tiefer hinein in diese treiben. Die natürlichen Schranken und Einbettungen von Krankheitserregern werden von allen diesen Praktiken zerstört. Mutationen und schließlich der Übergang der Erreger auf sogenannte Nutztiere und auf Menschen werden damit erleichtert und beschleunigt. Über die Handels- und Reizenetzwerke können sich die Erreger binnen kurzem global verbreiten. Es sind, so der Epidemiologe Rob Wallace: „die Metropolen des globalen Kapitals, Orte wie London, New York und Hongkong“, die als eigentlicher „Krisenherd für die wichtigsten Krankheiten betrachtet werden“ müssen. (transversal.at)

Solidarische Selbstversorgung statt industrieller Landwirtschaft

Ich kehre zum Beginn des Textes zurück, zum Erlebnis, wie in der gegenwärtigen Krise der vielfach bedenkenlose und destruktive Konsumismus schal werden kann. Dieser hat freilich noch die Seite unserer Verstrickung in das globale Nord-Süd-Ausbeutungsverhältnis und in die Kluft zwischen Arm und Reich, die sich in allen Ländern findet. So braucht – um bei unseren Lebensgrundlagen zu bleiben – im Durchschnitt jeder Bewohner Österreichs und Deutschlands „fürs Essen ein Feld in der Größe von 4.400 Quadratmetern – ein kleines Fußballfeld. Zwei Drittel dieses Feldes stehen im Ausland – und zwei Drittel dienen nicht dem direkten Konsum, sondern der Tierfütterung! Würden alle so essen, bräuchten wir zwei Erden – weltweit stehen einem Menschen [bei gleicher Verteilung] lediglich 2.200 Quadratmeter zur Verfügung“ (Doku „Anders essen“: youtube.com).

Dieses Ergebnis der industriellen Landwirtschaft bedeutet für Milliarden sogenannter Nutztiere Qual und Tod. Für die Menschheit beruht die daraus entstehende soziale Katastrophe seit der Kolonialzeit im größeren Teil des Planeten auf Pauperisierung, Zwangsarbeit, Landflucht, Vertreibung vieler kleinbäuerlicher Familien und auf der Ausbeutung des Landes durch eine für die na-

türliche Bodenfruchtbarkeit verheerende agrochemische Plantagenwirtschaft für den weltweiten Export. Dies ist zur wohl wesentlichsten Quelle des endemischen Hungers in vielen Ländern des Trikonts geworden. Seit dem Ende der Kolonialherrschaft beruhen diese Abläufe auf der (wider-)willigen Kollaboration der Eliten dieser Länder, die ja von Geldwirtschaft und Weltmarkt abhängig geblieben sind.

Aktuell ist im Zuge der Globalisierung und der Verschuldung dieser Teile unserer Welt eine neuerliche Welle der Landnahme durch die transnationale Agrar- und Finanzindustrie angelaufen, die auch schwächere Länder des globalen Nordens (z.B. Griechenland und die Balkanstaaten) ergriffen hat. Kapitalisierung, Mechanisierung und massiver Einsatz von Chemie hat jedoch längst auch generell auf die durch die Mechanisierung stark geschrumpfte und weiter abnehmende bäuerliche Bevölkerung des kapitalistischen Zentrums durchgeschlagen. Sie sind in die drückende Abhängigkeit von Banken und Handelsketten geraten, die auf dem Rücken jener um die Vorherrschaft auf dem Weltmarkt konkurrieren. Die Menschen hierzulande sind gesundheitlich weniger von Hunger als in steigendem Maß von Fehlernährung bedrängt. Diese wird von der Agrar- und Nahrungsmittelindustrie aus Profitgründen verschuldet oder direkt betrieben und äußert sich vor allem bei Ärmern in Fettleibigkeit, Diabetes, Allergien und anderen sogenannten „Zivilisationskrankheiten“, zu denen noch die in der ganzen Lebensweise zunehmenden depressiven Störungen kommen.

Gegen diese Entwicklung ist vor etwa vierzig Jahren „biologische Landwirtschaft“ entstanden. Die Qualität ihrer Lebensmittel ist meist zweifellos besser, sie ist jedoch zu einem Großteil den Zwängen von Marktwirtschaft und Agrarbusiness angepasst und einverleibt worden. Um dem zu widerstehen, werden vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten Initiativen „solidarischer Landwirtschaft“ (SoLawi) gegründet. Sie wirtschaften kleinteilig und artenreich und sind so auch gegen Krankheiten und Wetterextreme weniger anfällig. Die auf profitorientierte Großfarmen ausgerichtete Technik soll durch intelligente, für eine gesunde Wirtschaftsweise geeignete Hilfsmittel, Werkzeuge und Maschinen abgelöst werden. SoLawis versorgen Menschen auf kurzen Wegen in direktem Kontakt und propagieren gesunde Ernährung von dem, was in großer Vielfalt in jeder Saison wächst und reift. Es gilt davon wegzukommen, dass wir –

siehe oben – für zwei Drittel unserer Ernährung anderswo auf Gebiete zugreifen, die die Menschen dort zum Leben brauchen. Etwa eine halbe Million Menschen in den EU-Ländern haben sich schon auf diesen Weg gemacht.

Wie funktionieren diese Initiativen? Die „Tauschgegner“schaft (Max Weber) des Marktes wird dezimiert, indem Produzenten und Konsumenten kooperieren. Die Lebensmittel werden von den Bäuerinnen für einen bestimmten Kreis von Menschen hergestellt. Es gibt bei den meisten keinen Kilo- oder Stückpreis, sondern eins trägt pauschal zur Deckung der Kosten bei. Bei vielen Initiativen geht es aber – oft schrittweise – weiter: Das Budget wird gemeinsam erstellt und beschlossen. Auch Investitionen sind darin explizit enthalten. Statt Bankkrediten bringen Konsumenten Geld als Vorauszahlung auf. Sie können sich auch am gemeinsamen Werken beteiligen, auf den Feldern, beim Transport, bei Organisation und Planung, bei der Öffentlichkeitsarbeit und allem, was sich sonst ergibt; ehrenamtlich, eventuell für einen Ernteanteil. Die finanziellen Beiträge werden nach den eigenen Möglichkeiten selbst eingeschätzt, so angepasst, dass das Budget gedeckt ist. Es geht in Richtung „Prosumenten“ und zu Formen von Commons, von Allmenden in Verein, Genossenschaft, Stiftung. Es gibt lokale Kooperationen der Initiativen, Kontakte auch global.

Es geht weniger um Änderung des Staats als darum, unser Leben lokal selbst zu organisieren und global zu kooperieren.

Es geht keineswegs immer glatt, sondern es ist ein mitunter schwieriger Verlern- und Lernprozess. „Gutes Essen für alle“ heißt es in der Europäischen Deklaration der SoLawis. Das ist beträchtlich anders als „Gutes Essen für den, der zahlen kann“. Und erst recht, wenn eins dieses Ziel sinngemäß von Basics wie dem Essen auf anderes für ein gutes Leben Brauchbare ausdehnen will. Aber die tiefe Krise unserer Lebensweise kann auch inspirieren. Wir sollten ganz praktisch zu einander finden. Es geht weniger um Änderung des Staats als darum, unser Leben lokal selbst zu organisieren und global zu kooperieren.

Franz Schandl

Disinfos

Es ist wie es zu sein hat. Da kämpft die Freiheit gegen die Unfreiheit, die Wahrheit gegen die Unwahrheit, das Licht gegen die Finsternis. So sehen es zumindest die Europäische Union und ihre medialen Dienstboten, etwa der in Folge zitierte ORF (orf.at), wenn sie meinen, dass die russischen Staatsmedien Fake-News verbreiten: „Russische Medien machen in der Coronavirus-Krise nach Einschätzung der EU weiter mit Desinformation Stimmung gegen die Staatengemeinschaft. Allein in der vergangenen Woche seien 45 Fälle kremlfreundlicher Falschnachrichten hinzugekommen, 30 von ihnen in Verbindung mit dem Coronavirus, teilte die EU-Kampagne ‚EU vs. Disinfo‘ heute (3.4.2020, Anm. F.S.) mit. (...) Am erfolgreichsten war den Angaben zufolge ein Artikel der arabischen Ausgabe des russischen Staatsfernsehsenders *Russia Today* (RT), der fälschlicherweise behauptete, die EU habe ihren Partnern im Kampf gegen das Coronavirus nicht geholfen und stattdessen seien China und Russland zu Hilfe geeilt. (...) Die EU beklagt seit Beginn der Krise ein hohes Aufkommen an Falschnachrichten. Der EU-Außenbeauftragte Josep Borrell spricht von einem ‚globalen Kampf der Narrative‘.“

Na sowas. Diese Russen, die faken uns aber ordentlich. Zweifellos. Vice versa. Der Russen-Putin geht mit der EU so um wie sie mit ihm. Das ist nicht freundlich und es ist durchaus anzunehmen, dass seine Narrative mit Wahrheiten und Lügen komponieren. Medial ist derlei völlig normal. *Russia Today* ist inzwischen ziemlich professionell geworden. Da steht nun Kampagne gegen Kampagne und die Zuschauer können sicher sein, dass beide Seiten ihnen das Fell gerben wollen. Wie das Wort Narrativ schon sagt, handelt es sich dabei um einen Kampf zwischen Narren, um andere Narren zur Akklamation zu verführen.

Was hierzulande ärgert, ist, dass diese Russenpartie (anders als der dröge Breshnew) mittlerweile ungefähr auf demselben kulturindustriellen Level spielt wie die westliche Wahrheitsgang. Und auch die Chinesen lernen fleißig dazu. Derlei freilich können die Vorbilder an den Abziehbildern gar nicht leiden. So schreien sie neuerdings lauthals „Fake!“, „Fake!“, „Fake!“. Doch selbst wenn sie in diesem oder jenem Fall wahrheiten, sagt das wenig aus. Die Lüge ist ein probater Scheinwerfer jeder Politik, da wie dort, gleichermaßen geschätzt von Demokraten wie Autokraten. Disinfos gehören dazu. That's infotainment.

Des Öfteren stehen die Fake!-Rufe allerdings auf dünnen Beinen. Selbst in der ultraliberalen *Neuen Zürcher Zeitung* (um eine unverdächtige Quelle zu nennen) vom 22. März 2020 lesen wir unter dem Titel „Russland, China und Kuba helfen Italien im grossen Stil – die Europäer sind zurückhaltender“: „Der italienische Aussenminister Luigi Di Maio lobte die chinesische Solidarität.“ Oder: „Mehrheitlich durch Abwesenheit glänzen derweil die europäischen Länder. (...) Doch namentlich Russland tut weit mehr“. Tja, so durcheinander können Fakes und Fakten geraten. Oder gar identisch werden. Der Unterschied zwischen Fakes und Fakts ist gradueller als man dichtetomisiert.

Wo es primär um Schuldzuweisungen geht, sind immer die anderen schuld. *Wer sonst?*, wenn man über das *Was?* nicht diskutieren möchte. Selbst Nina Chruschtschowa, engagierte und eifrige Schreibkraft aus dem liberalen Syndicate-Stall, muss da schon bremsen: „Hinter allem das böse Wirken des Kremls zu vermuten, ist absurd“, schreibt sie in einem Gastkommentar in *Die Presse* vom 14. Juni. Verschwörungstheoretiker sind nicht immer die andern.

Und vergessen wir auch eines nicht: Wenn EU-Politiker in Rente geschickt werden, rentieren sie sich nicht selten für die falsche Seite. Wladimir Putin, der vom politischen Geschäft was versteht (was nicht als Kompliment zu lesen ist), lässt die abgelegten aber gut vernetzten Promis fortan ganz gazpromig oder gazpromartig lobbyieren: Schröder, Schüssel, Schelling. Und Christian Kern ist, da das russische Rubelboot schon voll ist, nun bei den chinesischen Medienkavallerie gelandet. Wir gratulieren. Nur wo Gusenbauer gerade fouragiert, wissen wir mangels Recherche nicht.

Alexander Maly

Schulden essen Zukunft auf

„Anna, den Kredit hamma.“

„... ein Problem, das die Plebejer bedrohte, war die Schuldknechtschaft: wer in Not geraten war und sich gezwungen sah, ein Saatdarlehen aufzunehmen, schließlich aber selbst nicht im Stande war, die Schuld zu begleichen und keinen Gläubiger fand, musste mit seiner Arbeitskraft herhalten und geriet so in die Schuldklaverei (lat. nexum). Erst 300 v. Chr. wurde die Schuldknechtschaft aufgehoben.“ (Wikipedia)

Bis in die 1980er Jahre war die Verschuldung der privaten Haushalte und auch die damit verbundene Verschuldung von Privatpersonen kein großes Thema. Wer kein Vermögen hatte, konnte sich auch nicht nennenswert verschulden. Nur wer „dingliche Sicherheiten“ (Immobilieigentum, Grundeigentum oder eine florierende Firma) sein Eigen nannte, hatte die „Chance“ größere Kredite von Banken zu bekommen.

Heutzutage kaum vorstellbar, aber bis 1982 gab es unter österreichischen Banken ein Agreement, dass für Kredite an Private *nicht* geworben werden dürfe. Eine Bank, die gegen diese Vereinbarung verstieß, konnte mit einer Konventionalstrafe belegt werden – zumindest in der Theorie. Beflügelt durch das Wirtschaftswachstum der Nachkriegsjahre suchte jedoch auch der Finanzsektor nach neuen Produkten und Kundenschichten. Was lag also näher, als die bisher wenig beachteten privaten Haushalte ins Visier zu nehmen. Bei Kreditdienstleistungen gab es aber ein Problem: wer nichts besaß, dem konnte nichts weggenommen werden, falls er oder sie den Kredit nicht mehr zahlen konnte – das Geld der Bank war weg. Um den Banken eine bessere Handhabe gegen säumige Schuldner zu geben, wurde 1986 kurzerhand die Exekutionsordnung verändert: der Zugriff auf

Lohn oder Gehalt eines Schuldners wurde deutlich vereinfacht. Die „Drittschuldneranfrage“ beim Hauptverband der Sozialversicherungsträger wurde ab 1986 allen Gläubigern ermöglicht, die einen gerichtlichen Titel vorweisen konnten. Diese Anfrage war davor nur „Unterhaltsgläubigern“ (Kindern) vorbehalten.

Auch Förderungen aus Steuergeldern, vor allem im Bereich Wohnen, wurden zunehmend nicht nur über Banken abgewickelt, sondern konnten nur noch lukriert werden, wenn damit ein Kredit zurückgezahlt wurde („Annuitätenförderung“). Wer eine geförderte Wohnung erhielt, musste zur Bank und bekam dort auch gleich den Konsumkredit für die Einrichtung. Die Statistiken der Österreichischen Nationalbank zeigen daher auch sehr deutlich, dass ab 1986 die Finanzprodukte „Konsumkredit“ und „Kontoüberziehung“ mit jährlich zweistelligen Prozentraten geradezu explosionsartig gewachsen sind.

Auf der Kommunikationsebene konnten drei Entwicklungen beobachtet werden:

+ Mit riesigem Werbeaufwand gelang es, den Konsumkredit „salonfähig“ zu machen. Wer immer die konventionelle Meinung vertrat, dass ein Konsumgut (Fernseher, Einrichtung, KFZ, ...) zuerst erspart und erst dann gekauft werden sollte, wurde (und wird nach wie vor!) von der Werbung mehr oder weniger subtil als Hinterwäldler oder Spaßverderber bezeichnet. Die sofortige Erfüllung von Konsumwünschen mittels Kredit wurde als „Normalzustand“ propagiert. Etliche Werbestrategien richteten sich auch ganz eindeutig an ärmere Bevölkerungsschichten: schon 1986 gab es den berühmten Werbespruch „Anna, den Kredit hamma“.

+ Die von den Banken stark beworbene Möglichkeit, das Konto zu „überziehen“, entwickelte sich zu dem am meisten verkauften und teuersten Konsumkredit. Die Marktstrategen schafften es, ihn nicht als „Schuldverhältnis“, sondern als „Goodie“ im Bewusstsein der Kunden zu verankern. Die „persönliche Einkaufsreserve“ (O-Ton Bank Austria) war und ist in Wahrheit vor allem bei vielen jungen Erwachsenen *die* „Einstiegsdroge“ in einen späteren finanziellen Absturz.

+ Eine „Meisterleistung“ im Missbrauch von Kommunikationsstrategien ist die Brandmarkung aller derjenigen, die sich an Kreditdienstleistungen „verschluckten“ und in die Überschuldung gerieten. Waren sie vorher noch die umschmeichelten Kunden, wurden sie im Handumdrehen als gewissenlose Menschen, die über ihre Verhältnisse leben, gebrandmarkt. Weitere Verschärfungen der Exekutionsordnung (z.B. 1991 Pfändbarkeit auch des Arbeitslosengeldes) unterstrichen die Meinung, dass Überschuldung ausschließlich der Schuldner zu verantworten habe. Als dann in Österreich – nachdem bereits zigtausende Haushalte in der Schuldenfalle saßen – endlich 1995 der Privatkonkurs eingeführt wurde, war und ist dieser nach wie vor geprägt von moralischen Termini: so sollen im Abschöpfungsverfahren nur „redliche Schuldner“ die Befreiung von ihren Schulden erlangen – als ob „unredliche Schuldner“ nicht ohnehin vom Strafrecht erfasst wären.

Nicht nur die privaten Haushalte

Bei Unternehmen mit persönlich haftenden Betreibern (z.B. Ein-Personen-Unternehmen, OEGs, aber auch „Schein-Selbstständige“) wurde kaum noch das Unternehmen an sich und seine Erfolgchancen am Markt beurteilt, sondern nur noch, was im Fall des Falles aus der, mit ihrem Privatvermögen haftenden, Person „rauszuholen“ wäre. Bereits vorhandenes Wissen der Banken zur realistischen Beurteilung von Kleinunternehmen wurde als unnötiger Kostenfaktor gesehen und ging sukzessive verloren. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn seit Bestehen der Schuldnerberatungsstellen die „ehemals Selbstständigen“ konstant ein Drittel der Ratsuchenden ausmachen.

Insgesamt zeichnet sich die Rechtslage ab 1986 und bis zur Bankenkrise 2007/2008 dadurch aus, dass den Wünschen der Banken, möglichst risikolos und massenhaft standardisierte Kredite verkaufen zu wollen, zu stark Rechnung getragen wurde. Nach der Bankenkrise wurden von der EU unter

dem Stichwort „Basel III“ diverse Regelwerke entwickelt, die Banken bezüglich Kreditvergabe in die Schranken weisen sollten. Genau diese Regelwerke werden von der EU selbst entwertet: Das seit Jahren von der EZB betriebene „Quantitative Easing“ pumpt Geld in die europäischen Märkte, mit dem deklarierten Ziel, die Wirtschaft mit billigen Krediten anzutreiben – sprich, die Verschuldung wiederum anzukurbeln.

Die seit den 1980er Jahren stattgefundene „Durchseuchung“ der Gesellschaft mit Krediten ist folgeschwer: Private Haushalte, die verschuldet sind, kommen durch jede Einkommensverschlechterung (auf Grund der drei Ks: Kind, Kurzarbeit, Kündigung) massiv unter Druck. Sowohl der seit Jahrzehnten volatil gewordene Arbeitsmarkt und natürlich erst recht die Covid-19-Krise, machen Einkommensverschlechterungen zum Standardfall – Rückzahlungsverpflichtungen und auch die zitierte Exekutionsordnung nehmen darauf keine Rücksicht.

KMUs, die verschuldet sind, müssten deutlich mehr „Gewinn“ erwirtschaften, um ihre Kreditverpflichtungen erfüllen zu können. Hier rächt sich die österreichische Praxis aller bisherigen Finanzminister, die Bildung von Eigenkapital in Unternehmen eher behindert und nur die steuerliche Berücksichtigung von Kreditraten gefördert haben. Selbst große Unternehmen wurden darauf „dressed“, Überschüsse an die „Shareholder“ abzugeben, aber notwendige Investitionen über Kredite zu finanzieren. Was dazu führt, dass selbst hoch profitable Unternehmen in Krisensituationen schon nach wenigen Wochen mit schlechtem Geschäftsgang die Luft ausgeht und der Weg zum Konkursgericht (oder zum Staat) im Raum steht.

More of the same

Die Antworten der österreichischen Bundesregierung zur „Rettung der KMUs“, im Zuge der Covid-19-Krise, müssen daher als brandgefährlich bezeichnet werden. Den Banken werden Stundungen von Krediten verordnet, doch Stundung heißt ja nur Aufschub der Rückzahlungsverpflichtung.

So richtig gruselig wird es aber, wenn – wie in der aktuellen Situation – der Finanzminister die Banken ermuntert, bei der Kreditvergabe lockerer vorzugehen. Für die Banken bedeutet das kein zusätzliches Risiko, lassen sie sich doch die „größzügigere“ Bonitätsprüfung durch staatliche Garantien absichern. Für den kleinen Unternehmer

bedeutet es jedoch, dass er mehr denn je nur dafür arbeitet, die Kredite abzahlend. Die Bildung von Eigenkapital – eigentlich ein wichtiger Faktor für „betriebliche Resilienz“ gegenüber Krisen aller Art – wird erst recht und nachhaltig behindert.

Zeitverzögert, dafür umso häufiger werden daher in den nächsten Jahren KMUs in einer Art „Schuld knechtschaft“ landen. Viele werden die Notbremse ziehen und aufgeben. Da sich die Meisten aber nicht hinter einer Haftungsbeschränkung á la Aktiengesellschaft oder (eingeschränkt) GmbH verstecken können, wartet nach dem Unternehmenskonkurs der Privatkonkurs.

Verbaute Zukunft

In der Schuldnerberatung Wien werden einmal pro Jahr alle Menschen befragt deren Schuldsituation nun als „geregelt“ gilt. Dabei fällt bei wirklich Allen ein Satz, der in etwa lautet: „Wenn ich gewusst hätte, dass ich kein aussichtsloser Fall bin, dann wäre ich schon viel früher gekommen.“

Jede Form der Begleichung von Schulden erfordert regelmäßige und vor allem ausreichende Einnahmen des Schuldners. Kommt eine – wenn auch nur kleine – Zahlungsverzögerung zustande, dann wird ein Automatismus in Gang gesetzt, der zu einer absurden Eskalation führt. Der Gläubiger braucht sich nicht darum kümmern, warum sich eine Zahlung verzögert, sofort kann er die Forderung „fällig stellen“, zusätzliche Zinsen und Kosten verlangen und seine Forderung bei Gericht einklagen. Einsprüche sind sinnlos, da das Bestehen des Schuldverhältnisses ausreicht, um den gerichtlichen „Titel“ zu erwirken.

Spätestens dann wird das Leben eines verschuldeten Menschen zur Hölle. Sobald ein Schuldverhältnis „tituliert“ ist, können alle Möglichkeiten der „Exekutionsordnung“ ausgeschöpft werden. Das heißt, einerseits wachsen die Schulden durch die erwähnten (und beträchtlichen) Verzugszinsen, andererseits kann sich der Gläubiger aussuchen, zu welchen Zwangsmitteln der Eintreibung er greift. Er kann Lohn- oder Gehaltspfändung beantragen, den Besuch des Gerichtsvollziehers veranlassen („Fahrnispfändung“), auf das Vermögen des Schuldners zugreifen, ja sogar die Verwertung einer „geförderten Mietwohnung“ betreiben. Alles das ist möglich, selbst wenn klar ist, dass durch all diese Maßnahmen die Schulden nicht bezahlt werden können, da ja stets neue Verzugszinsen und Kosten dazu kommen.

In dieser Situation resignieren viele Menschen, da sie ständig vor Augen geführt bekommen, dass sie ihre Lage nicht mehr im Griff haben. Wie fühlt man sich, wenn z.B. einem jederzeit ein persönlicher Gegenstand im Zuge einer Fahrnispfändung weggenommen werden kann. Welche persönliche Zukunftsplanung bleibt über, wenn alle Kraft für den Schuldendienst aufgewendet werden muss. Welche reale Chancen hat jemand am Arbeitsmarkt, wenn noch im Probemonat eine Lohnpfändung einlangt?

Die Dimension der Verschuldung von Privatpersonen, die – wie erwähnt – ab den 1980er Jahren begonnen hat, ist gigantisch: Im Vorjahr, also 2019, wurden 618.338 Lohnpfändungen und 729.200 Fahrnispfändungen bei österreichischen Gerichten beantragt (Zahlen des Justizministeriums). Dem gegenüber stehen jedoch jährlich maximal 10.000 gerichtliche Schuldenregulierungsverfahren („Privatkonkurse“).

Wird eine rasche Lösung verzögert?

Nun kann der Privatkonkurs natürlich nicht als der Weisheit letzter Schluss gesehen werden, aber es ist doch eine Tatsache, dass er derzeit die einzige legale Möglichkeit darstellt, um aus einer Überschuldungssituation wieder heraus zu kommen.

Hier gibt es eine interessante Entwicklung, die – trotz brennender Aktualität – fast unter Ausschluss der Öffentlichkeit läuft: Am 20. Juni 2019 hat die Europäische Union eine Richtlinie verabschiedet, wonach KMUs (vor allem EPU, also Ein-Personen-Unternehmen) im Falle eines Scheiterns ein Insolvenzverfahren in Anspruch nehmen können, das Schuldenfreiheit bereits nach drei Jahren garantiert. Aktuell gibt es in Österreich ein Schuldenregulierungsverfahren, das zwischen fünf Jahre (Abschöpfungsverfahren) und fünf bis sieben Jahren (Zahlungsplan) dauert. Die Umwandlung in nationales Recht muss bis 17. Juli 2021 vollzogen sein. Angesichts der zu erwartenden Covid-19-Pleiten wäre dies ein Beitrag zur einfacheren Sanierung der gescheiterten KMUs.

ALEXANDER MALY war
langjähriger Geschäftsführer der
Schuldnerberatung Wien

IMMATERIAL WORLD

In Ausgabe 78 der *Streifzüge* habe ich Entstehung und Grundüberlegungen des Forschungsprojekts *Die Gesellschaft nach dem Geld (GndG)* vorgestellt. Letztere habe ich in vier Punkten zusammengefasst: (1) Beiträge und Entnahmen erfolgen freiwillig und bedürfnisbasiert; (2) Menschen besitzen sowohl beitragsbezogene produktive wie nutzenbezogene sinnlich-vitale Bedürfnisse; (3) Bedürfnisunterschiede nehmen keine Interessenform an, sondern werden als Bedürfniskonflikte vermittelt; (4) die Verfügung über die Produktion und ihre Ergebnisse erfolgt kollektiv durch die tätigen Menschen.

So weit, so abstrakt. Wie sind wir im Projekt vorgegangen? Zunächst haben wir uns für eine Computersimulation auf Basis eines agentenbasierten Modells (ABM) entschieden. Während etwa bei einer Wettersimulation das ganze System mathematisch beschrieben wird, aus dem sich dann *top-down* einzelne Effekte ableiten lassen, beschreiben wir Eigenschaften und Aktionsweisen individueller Agenten, deren Interaktionen *bottom-up* das Systemverhalten ergeben. Die emergierende Computergesellschaft ist wiederum Aktionsbedingung für die interagierenden Agenten. Diese Feedback-Schleifen operieren zwar immer noch deterministisch, machen das Ergebnis jedoch gleichzeitig unvorhersagbar.

Als Zwischenschritt zwischen den theoretischen Annahmen und agentenbasierter Computersimulation diene uns ein Narrativ. Im Narrativ erzählen wir in semiformaler Weise, wie die Gesellschaft nach dem Geld funktioniert. Das Modell kennt drei Agententypen: Personen, Gruppen und Mittel. Die Personen besitzen Bedürfnisse, Emotionen, Motivationen sowie Erfahrungen aus früheren Aktionen, die sich als Bevorzugungen (Prioritäten) niederschlagen. Die Gruppen unterscheiden sich entsprechend der Mittel, mit denen sie zu tun haben. Mittel sind alle Aspekte menschlicher Existenz, die die Personen oder Gruppen brauchen: Lebensmittel, Produktionsmittel, Caremittel (Krankenversorgung und Pflege), Ökomittel (Ressourcenquellen und -senken) und Konfliktmittel (Mediations- und Entscheidungsverfahren). Sie werden einerseits durch tätige Beiträge in unterschiedlichen Produktivgruppen her- und bereitgestellt und andererseits in der Lebensgruppe und den Produktivgruppen genutzt und zum Teil auch verbraucht.

Die gesellschaftliche Vermittlung erfolgt stigmergisch, das heißt, durch Zeichen. Diese Zeichen sind qualitativer Art, sie vermitteln Bedürfnisse. Sie kommen entweder aus dem Prozess selbst (eine Entnahme eines Mittels löst eine Anforderung zur Herstellung eines neuen aus) oder begleiten und leiten die Vermittlung an (etwa als lokaler Plan). Damit gelingt eine weitgehende quasi-automatische transpersonale Vermittlung auf Basis dezentraler Selbstorganisation. Es gibt also keinen übergreifenden Zentralplan, gleichzeitig jedoch eine weitreichende Informationstransparenz. Lokal können also jederzeit die Daten der assoziierten Produktionskette ermittelt werden, auf deren Basis eigene Entscheidungen getroffen werden.

Gehen Beiträge und Entnahmen nicht auf, können Entscheidungen nicht mehr konfliktfrei getroffen werden. Solche Konflikte müssen nun interpersonalisiert, d.h. aus der automatischen transpersonalen Vermittlung herausgeholt und von den betroffenen Personen im direkten Kontakt gelöst werden. Konflikte können eine unterschiedliche Reichweite besitzen, was von der Komplexität des Mittels und Position des Konflikts innerhalb der gesellschaftlichen Tätigkeitsteilung abhängig ist. Einfache Mittel mit wenigen vorausgesetzten Vor-

contraste
zeitung für selbstorganisation

430-431 37. JAHRGANG JULI-AUGUST 2020 4'50 EUR



SCHWERPUNKT
Kunst - sozial
und politisch

www.contraste.org

Stefan Meretz

Die Gesellschaft nach dem Geld

Teil II

produkten erzeugen eher lokale Konflikte, während die Konflikte um komplexe Mittel mit vielen vorausgesetzten Zulieferungen – insbesondere bei Produktionsmitteln – großräumiger sein können.

Treiber von Veränderungen und damit potenziell von Konflikten sind keine „dritten Faktoren“ mehr (wie etwa die Verwertungs- und Wachstumslogik im Kapitalismus), sondern allein die Bedürfnisse. Schematisch betrachtet können dabei zwei Quellen ausgemacht werden. Veränderungen können über veränderte sinnlich-vitale Bedürfnisse, also von der konsumtiven Seite angestoßen werden. Sie können jedoch in gleicher Weise über veränderte produktive Bedürfnisse, also der Seite der Beiträge ausgelöst werden. Beides wiederum ist eng mit der individuellen Bewertung der Lebenslage der Personen verbunden, wobei wir hier unterschiedliche Reichweiten vorsehen wollen: von eher „bornierten“ Sichten nur auf das lokale Personenumfeld bis zu „weiten“ Sichten auf die gesamtgesellschaftliche Situation.

Konfliktlösungen können auf verschiedene Weise geschehen, wobei wir exkludierende, meritokratische und inkludierende Lösungstypen untersuchen wollen. Exkludierende Lösungen streben danach, den eigenen Vorteil zu Lasten anderer durchzusetzen – das, was wir als „Normalfall“ im Kapitalismus allzu gut kennen. Meritokratische Lösungen sind kooperative Varianten der Exklusionslösung: Es werden die unmittelbaren Kooperationspartner*innen bevorzugt, die einem selbst die meisten Vorteile bringen. Inkludierende Lösungen versuchen darüberhinaus die Bedingungen aller abhängigen Partner*innen in die Entscheidungsabwägung hineinzunehmen. Schon aus dieser Beschreibung wird deutlich, dass es sich um ein Kontinuum von eher borniert-exkludierenden bis hin zu weit-inkludierenden Konfliktlösungen handelt. Uns interessiert, welche Bedingungen welche Lösungsrichtungen befördern.

Nach dem Aufbau der Modellwelt im Computer mit Hilfe der Programmiersprache NetLogo testen wir zunächst, ob sich die Gesellschaft kohärent und stabil verhält. Dabei nehmen wir zu Beginn ideale Bedingungen an. Ziel dieser Phase ist es, die Gesellschaftsgröße herauszufinden, bei der sich die Ergebnisse nicht mehr sprunghaft ändern, sondern

in einer definierten Bandbreite reproduzierbar sind. Wir erwarten solche Sprünge, weil wir das eigentlich indeterministische Verhalten realer Menschen und Gruppen mit deterministischen Algorithmen abbilden, deren berechnetes Verhalten wir mit Zufallsfunktionen variieren. Gibt es solche Zufallsvarianzen an vielen Stellen im Modell, so können diese kumulative Ausschläge in die eine oder andere Richtung erzeugen. Solche überschießenden Effekte lassen sich wiederum nur durch entsprechend große Agentenzahlen ausmitteln und glätten. Wir wissen jedoch derzeit nicht, ob eine solche Glättung und damit eine gewisse Reproduzierbarkeit bei 100.000, einer Million oder noch mehr Personen eintreten wird. Da wir über keine unbegrenzten Rechenkapazitäten verfügen, müssen wir versuchen, die minimale reproduzierbare Größe zu finden, um von dort aus – mit einem gewissen zusätzlichen Puffer – unsere Experimente durchzuführen.

Reproduziert sich die künstliche Gesellschaft jenseits von Geld, Markt und Staat stabil, können wir durch gezielte Einschränkungen der Randbedingungen und Modifikationen der Algorithmen weitere Fragen untersuchen. Etwa: Ab welchem Prozentsatz von Personen, die keine Beiträge leisten, ist eine Wirkung sichtbar? Was bedeutet eine eingeschränkte Informationstransparenz für die Entscheidungen? Wie wirken sich unterschiedliche Konfliktlösungsarten auf die Systemstabilität aus? Kann eine inklusionslogisch strukturierte Gesellschaft auch unter drastisch verschlechterten Bedingungen einer Klimakrise stabil bleiben?

Mit Hilfe dieses Vorgehens wollen wir belastbare Aussagen über eine Gesellschaft nach dem Geld gewinnen, obwohl wir keine Vergleichsgesellschaft haben, die auch nur annähernd ihre gesellschaftliche Vermittlung ohne Geld, Markt und Staat organisiert. So sind wir immer wieder angehalten, die erkenntnistheoretischen Grenzen eines solchen Vorgehens zu reflektieren. Wir hoffen dennoch auf valide Ergebnisse, die nicht nur binnenwissenschaftlich bislang unhinterfragte Setzungen aufweichen, sondern auch Hinweise für emanzipatorische Bewegungen liefern können, die mit utopischen Diskussionen vertraut sind.

AUSGESTORBEN

Maria Wölflingseder

Die Vorschriften, die uns anlässlich „Corona“ gemacht werden, sind ein weiterer großer Schritt auf dem längst eingeschlagenen Weg der digitalen Überwachung, Steuerung, Verfolgung, Kontrolle, und somit der Kategorisierung, Normierung, Standardisierung des Menschen. Nicht zuletzt weil wir der Optimierungsidee erlegen sind, ist es ein Leichtes, aus uns Befehlsempfänger zu machen, die jegliches Hinterfragen verlernt haben.

Junge Menschen haben kaum mehr Gelegenheit, die Welt und Liebe, Sex und Sinnlichkeit selber zu entdecken. Heute wird ihnen via Medien alles vorgeprogrammiert serviert, ja aufgedrängt. Sie werden nicht nur mit Reizen aller Art überflutet, sondern stecken auch in einem ganz neuen Korsett von Normen und Zwängen. Ihr Leben ist von klein auf von früh bis spät getaktet. Der Leistungsdruck ist enorm. Bereits viele SchülerInnen und StudentInnen leiden an Erschöpfung, Angst und Depression. Um ins Erfolgsschema zu

passen, uniformieren wir uns bereitwillig bis zur Ununterscheidbarkeit – innerlich und äußerlich. – Ein wahrliches Kaleidoskop an Originalen, an markanten Charakteren hingegen – wie einer anderen Welt entsprungen – dürfen wir im neuen 700 Seiten starken Buch „Flugs in die Post! Ein abenteuerliches Leben in Briefen“ kennenlernen. Der Verfasser selbst, der englische Reiseschriftsteller und Philhellene Patrick Leigh Fermor (1915–2011) wird von seinem Kollegen Lawrence Durrell als „so ziemlich der hinreißendste Spinner“ bezeichnet, dem er je begegnet ist. Und Freya Stark, renommierte Forscherin und Orientreisende, beschreibt ihre Begegnung mit Fermor mit den Worten: „In diesem weinfarbenen Meer sah Paddy so sehr aus wie ein niederer Meergott aus der Spätzeit des Hellenismus, und ich mag ihn wirklich sehr. Er ist ein richtiger Korsar.“

Die Eigenschaften, mit denen der Autor beschrieben wird, und jene, mit de-

nen er seine Freunde und Freundinnen charakterisiert, zeugen von einer schier ausgestorbenen Art, von Menschen mit Charme und Witz, von Menschen, denen der Schalk im Nacken sitzt. Nicht nur äußerliche Reize betören, sondern vor allem Klugheit, Esprit, Humor, Neugierde, Mut, Selbstironie und die ganz speziellen – mitunter skurrilen – Attribute jedes Einzelnen.

Ohne jeden Dünkel war Fermor in der englischen Aristokratie genauso zu Hause wie bei den Partisanen auf Kreta. Er verstand sich mit Menschen aus unterschiedlichen Milieus blendend. Selber lange Zeit ohne große finanzielle Mittel, übernachtete er nicht nur als 18-Jähriger bei seinem Fußmarsch von Amsterdam nach Konstantinopel (1933–35) außer in Schweineställen bei Bekannten auf Schlössern und Landgütern. Auch viele Jahrzehnte nach dem Krieg gewährten ihm Freunde in ganz Europa Unterschlupf zum Schreiben, wenn er nicht gerade auf Reisen war.

Matthes & Seitz Berlin



Ein revolutionär neuer Blick
auf die Entstehung und
das Wirken einer Übermacht,
die über unser aller Leben
bestimmt.

Eske Bockelmann
Das Geld. Was es ist, das uns beherrscht
368 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-95757-846-4
Euro 28,00 (D) / Euro 28.80 (AT)



Franz Schandl

For Future?

Im Zeitalter der ökologischen Katastrophen.
Gedankensplitter



Es war 1975, da sang Rudi Carell noch „Wann wird’s mal wieder richtig Sommer?“, und tatsächlich waren die Sommer in diesen Jahren meist kühl und verregnet. Seit Anfang der Neunziger hat sich das fast schlagartig geändert, nicht schleichend, sondern prompt. Selbst im nördlichen Waldviertel, einer der kältesten Gegenden der Alpenrepublik, dort, wo ich aufgewachsen bin, spürt man die überbordende Hitze. Immer mehr Sommernächte werden zu Tropennächten. Meine Dachkammer wird zur Sauna. Wetterkapriolen häufen sich. Nicht nur wissenschaftlich belegbar ist der Klimawandel, er ist auch sinnlich erfahrbar.

Der anthropogene Treibhauseffekt ist strukturbe dingt, kein Unfall der Natur, aber auch keine Bös willigkeit der Menschen, sondern unweigerlich Folge der Produktions-, Distributions- und Konsumtionsverhältnisse. Kurzum, die Emissionen sind die Ausdünstungen des Kapitalismus. An diesem herumzudoktern wird zu keiner Lösung führen, sondern die Probleme prolongieren und potenzieren. „Energie = Wachstum = Wohlstand“, so hieß früher und auch noch heute, was nie wieder so heißen darf. Es gilt nicht bloß den Strom alternativ herzustellen, es gilt den Energieverbrauch radikal zu senken. Lösungen sind nicht primär in der Technik zu suchen, sondern in deren Begrenzung. Wir brauchen den Dreck nicht, der Dreck braucht uns. Und er verbraucht uns geradewegs so wie wir die Welt verbrauchen anstatt sie zu gebrauchen. Obsoleszenz ist den Produkten auszutreiben, nicht einzuverleiben. Es gibt viel zu tun. Ein Green New Deal ist nur eine Fortsetzung des Gehabten, kein Bruch. Der grüne Kapitalismus ist nicht mehr als eine Nebelgranate.

Ökologie hat radikal zu sein, ansonsten wird es ihr ergehen wie der Sozialdemokratie. Indes können wir uns das gar nicht leisten. Den Kapitalismus vor sich selbst zu retten ist eine gemeingefährliche Drohung. Von Reindustrialisierung und Wachstum zu schwärmen, ist einfach nur diesseits. Soeben hat man den Flughafen Schwechat und die AUA (Austrian Airlines) gerettet. Das begeistert. Indes, die Flugzeuge sind vom Himmel zu holen, damit dieser wieder so blau wird wie er des Öfteren sein könnte. Der seit Wochen ganz vehement wieder einsetzende Individualverkehr in einer Großstadt wie Wien demonstriert hingegen, es soll so weiterlaufen wie bisher. Außerdem ist es doch seit Corona im Auto scheinbar sicherer als in den öffentlichen Verkehrsmitteln. Wenn man von allen anderen Gefahren absieht und lediglich die eine gelten lässt, ist diese Lüge eine glatte Wahrheit.

Wer meint, die Versöhnung von Ökologie und Ökonomie sei eine Frage der Wirtschaftspolitik, irrt. Mit dem Kapitalismus muss der ihm immanente Industrialismus fallen. Der industrielle Trieb ist kein menschlicher Instinkt, er folgt dem kapitalistischen Getriebe. D.h. nun nicht, dass nichts mehr seriell gefertigt werden soll, doch jede Massenproduktion muss *eingebettet* sein in ein Dasein, wo Maschinen Menschen nicht durchstreichen und unterjochen. Automaten haben keine Rhythmen vorzugeben, sie sind auf den Status von Werkzeugen zu reduzieren. Fabriken sind zu Werkstätten zu schrumpfen. Nicht nur der Profit, auch das Geld hat zu verschwinden. „Wer bei uns nun komplizierte Lösungen sucht, wird freilich enttäuscht – Produktion für konkrete Bedürfnisse anstatt für Geld, that’s all“, schrieb Andreas Exner (*Streifzüge* Nr. 46/2009). Das gilt auch weiterhin.



Negativ pointieren ist besser als positiv denken. Guillaume Paoli propagiert in der Berliner Wochenzeitung *Freitag* offen für den Alarmismus.

Wir verdrängen das gesellschaftliche Unglück, das wir uns antun, und verwandeln es durch positives Denken in positive Artefakte.

Und zweifellos hat er recht, wird derlei nicht marktschreierisch, sondern gezielt eingesetzt. Es sind immer noch zu wenig Apokalyptiker unterwegs. Günther Anders sprach schon vor Jahrzehnten von einer *Apokalypseblindheit*. Wir verdrängen das gesellschaftliche Unglück, das wir uns antun, und verwandeln es durch positives Denken in positive Artefakte. Alles ist gut und was nicht gut ist, wird gut. So kann das Gute nicht werden, weil es schon vorab behauptet wird. Warum wollen wir uns nur immer betrügen? Was haben wir davon? Warum lassen wir nicht wanken, was ökonomisch und ökologisch wankt. Warum zurren wir es fest?

Drängt sich nicht ein Aspekt der multiplen Krise brachial in den Mittelpunkt, dann dominieren und reüssieren jedoch gänzlich andere Stimmen: Johan Norberg etwa, der ein schwedischer Bestsellerautor ist. Sein Band „Progress“ schaffte es beim renommierten *Economist* zum Buch des Jahres 2016. Also muss was dran sein. „Wir leben in der besten Epoche der Geschichte und gehen einer großartigen Zukunft entgegen“, sagt er. Die Verkaufszahlen seines Werks belegen zumindest den Wunsch, dass es so zu sein hat.

Im Alten Testament lesen wir: „Dann segnete Gott Noach und seine Söhne und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, vermehrt euch, und bevölkert die Erde! Furcht und Schrecken vor euch soll sich auf alle Tiere der Erde legen, auf alle Vögel des Himmels, auf alles, was sich auf der Erde regt, und auf alle Fische des Meeres; euch sind sie übergeben. Alles Lebendige, das sich regt, soll euch zur Nahrung dienen. Alle übergebe ich euch wie die grünen Pflanzen.“ (Gen 9, 1-3)

In dieser instrumentellen Tradition steht die gesamte Menschheitsgeschichte, zumindest seit der ersten Globalisierung durch Imperialismus und Kolonialismus. Insbesondere auch Liberalismus und Marxismus sind Abkömmlinge dieses Denkens und Verhaltens. Auch wenn die Marx'sche Kritik weiterreicht, ist der Marxismus Teil des Problems und nicht Teil der Lösung.

Ökologie behandelt die Rationalität des menschlichen Daseins hinsichtlich seiner stofflichen Bedingtheit – deren Form und Inhalt sind ihr Gegenstand. Die Ökologie kann als Disziplin von der stofflichen Grundlage menschlichen Seins verstanden werden. Stoff meint hier die materielle Basis, organisch wie unorganisch, es geht um den Stoffwechsel in allen Facetten. Die ökologische Problematik übersteigt freilich alle anderen Fragen in ihrer Dimension, sie ist keine zusätzliche Frage, sondern eine übergreifende. Letztlich die alles integrierende Frage. Die Evidenz der Zerstörung, ja der Vernichtung ist kaum noch zu leugnen.

Einer emanzipatorischen Transformation geht es nicht schlicht um Ökologie, sondern insbesondere auch um die *Kritik der politischen Ökologie*. Deren Vertreter sind Umweltbewegungen und Grüne. Durch sie manifestiert sich nicht *das Andere*, was meint, die gesellschaftliche Alternative, sondern die Bearbeitung der Umweltprobleme im konventionellen Rahmen. Analog zum Sozialen wird das Ökologische zu einem zusätzlichen Referenzpunkt der Politik. Die Befangenheit in der Form wird nicht gesprengt, es wird dieser vielmehr entsprochen.

„Wieso gelingt es, Ängste vor einer Öko(logie)-Diktatur zu schüren, ohne dass bemerkt wird, dass wir längst in einer Öko(nomie)-Diktatur leben?“, fragt Helga Kromp-Kolb in der *Wiener Zeitung*. Dieser Erkenntnis ist nichts entgegen zu setzen, aber warum folgt nichts aus ihr? Warum setzt trotzdem immerwährend das Gerechtigkeits- und Demokratiegelaber ein, das alles wiederum zuleistet. Mehr als eine andere Politik will einem nicht und nicht einfallen. Doch das Problem ist um vieles größer. Dieser Lebensstil ist eine Katastrophe: ökologisch, sozial, mental. Der Kapitalismus untergräbt unsere Existenz, wobei es zwar nicht alle gleich trifft, aber auf jeden Fall alle trifft.

Ihre Äußerungen sind oft imposant und bunt, attraktiv und effektiv. Die neuen Bewegungen genießen vorerst unsere Sympathien. Doch betrachten wir die Inhalte, die hier vorgetragen werden, so tut es uns leid, sagen zu müssen, dass die „Young rebels“ älter aussehen als sie sind. Was sie verbreiten, ist weniger modern als das es modert. Frisch ist nur der kulturindustrielle Touch. Ihre Hypes und Stars hinterlassen einen fahlen Geschmack. Sie erregen zwar Aufmerksamkeit oder besser Empörung, aber zuvorderst, weil sie sich des großen Spektakels bedienen und damit dem großen Spektakel dienen. Die Kulturindustrie, in deren Strängen sie agieren, wird nicht nur nicht in Frage gestellt, jene wird nicht einmal als Problem begriffen. Bewegungen bewegen sich nicht gegen jene, sondern bloß in ihr. Sie reproduzieren, wogegen sie kommunizieren. Lediglich das Denkbare wird gedacht, nicht das Udenkbare – aber auf das kommt es an. Dieses Engagement ist im ehernen Gehäuse des Bürgerlichen und seiner Werte gefangen, ohne dass das den Engagierten auffällt. Man transportiert, aber man transformiert nicht. Wir leben im Déjà-vu. Perspektive bedeutet freilich auch, nicht nur etwas zu sagen zu haben, sondern auch etwas schaffen zu können. Insofern tappen wir selbst noch immer mehr im Dunkeln als uns recht ist. Überheblichkeit ist also fehl am Platz.

Das gute Leben ist auch nicht durch die Digitalisierung zu gewinnen. Das Virtuelle ist mehr Krücke als Brücke des Lebens. Nicht nur die friends sind keine. Ökologisch ist jene der nächste

Fortschritt in der Akkumulation der Katastrophen. Der Kampf um das Lithium und der Abbau dieses Rohstoffes allein sollten uns schaudern lassen. Da müssen Bergwerke errichtet, Urwälder gerodet, Menschen vertrieben, Regierungen weggeputzt werden. Technik und Wachstum sind nicht unsere Zukunft, unsere Zukunft liegt in der Empathie für den Planeten, für Menschen, Tiere, Pflanzen. Der sollten wir uns auch verschreiben. Wir sind „Untergangsgegner“, wie Günther Anders sich und unsereins zurecht benannte. Was sonst?

Die Einfügung in die Welt ist keine einfache Fügung, sie ist eine sensible Anschmiegung, die prinzipiell gegen jede Unterordnung zielt.

Es geht nicht einfach um den Schutz der Natur – was immer die sein soll, wäre gesondert zu bestimmen. „Geschichte ist die Negation der Natur“, behauptete Herbert Marcuse. „Natur ist der erste Standpunkt aus dem der Mensch seine Freiheit in sich gewinnen kann“, so Hegel. Aber eben nicht muss und auch nicht einfach wird. Beschrieben wird hier eine Möglichkeit, deren Wahrscheinlichkeit allerdings immer weniger gegeben ist. Menschwerdung ist also nicht bloß als Heraustreten aus der Natur zu verstehen, sondern ebenso mit dem Einfügen in sie. Jede Vereinseitigung ist hier abzulehnen. Die Einfügung in die Welt ist keine einfache Fügung, sie ist eine sensible Anschmiegung, die prinzipiell gegen jede Unterordnung zielt. Aktuell spüren wir jedenfalls nach den ökonomischen Gesetzen, als wären diese Natur und unhintergebar.

Streifzüge-KENNENLERNPAKET
6 von uns zusammengestellte
Ausgaben um € 15

SONDERANGEBOT 99
Alle lieferbaren Ausgaben ab
2002 um grandiose € 99

WIEDERVERKAUF
10 Hefte der jew. aktuellen
Nummer um € 15

SONDERANGEBOT 33
Alle lieferbaren Ausgaben
2017 bis 2019 um schlanke € 33

SONDERANGEBOT 111
Alle lieferbaren Ausgaben ab
1996 um sagenhafte € 111

GESAMTVERZEICHNIS
www.streifzuege.org/
inhaltsverzeichnisse

Versandkosten inbegriffen. Bestellung durch Einzahlung. Adresse/Verwendungszweck nicht vergessen!

Streifzüge

Kritik-Perspektive-Transformation
Kritik ist mehr als radikale Analyse,
sie verlangt die Umwälzung der Verhältnisse.
Repariert nicht, was euch kaputt macht!

Frühling 2020:
RECHT
LIGHT



Magazierte Transformationslust
Erscheint 3x jährlich
Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien
E-Mail: redaktion@streifzuege.org
www.streifzuege.org

Die Bundesregierung und die Regierungschefinnen und -chefs der Länder haben sich Anfang Mai darauf verständigt, ein deutsches Coronavirusschutzimpfgesetz zu beschließen.

Durch das **Deutsche Virusimpfgesetz** vom 26. Januar 2021 (BGBl I, S. 39) wurden Sie durch die zuständige Behörde überprüft. Sie sind nicht zustimmend durchdrungen von den Maßnahmen der Bundes- und Landesregierungen zur bisherigen Coronavirusbekämpfung. Und somit dem Grundpfeiler unserer leider grundgesetzmindernden Maßnahmen nicht in Treue verbunden. Sie haben mehrfach gegen die geltenden Bestimmungen der Handwaschpflicht, Abstandseinhaltung und Mundschutztragebestimmungen verstoßen. Die Vermerke in ihren digitalen Gesundheitsakten, überprüft durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Virenbekämpfungsamtes die dies mehrmals in ihrer Wohnungs- und Lebensumgebung (Radius nicht größer als 1 km im Durchmesser) überprüft und dokumentiert haben. Es liegen weiterhin mehrere Aussagen vor aus ihrem Lebens- und Wohnungsumfeld vor, die ihre Gegnerschaft gegen die freiheitlich demokratische Virusbekämpfungsordnung beweisen.

Am 30.2.2020 haben Sie vor Zeugen (beeidete Aussagen liegen uns vor!), in der Nähe des Hauseinganges 6A der Wohnanlage der Zwieselallee 88a wörtlich geäußert: *„Es fehlt nicht an starker Führung in Krisenzeiten. Das was fehlt, sind Kritik und Kontrolle durch die betroffene Bevölkerung, die durch Mundschutz und Abstandsverordnungsdictatur nicht mehr miteinander kommunizieren kann.“*

Mit all diesen Verhaltensweisen verstoßen Sie gegen die gesetzlichen Virusbekämpfungsgesetze und werden hiermit aus dem Kreis der Impfpfänger ausgeschlossen. Ihr vorgesehener Impftermin am 31.5.2021 ist gestrichen. Über Sie wird zunächst eine sofortige 12-monatige Quarantäne verhängt. Nach Ablauf werden wir nochmals überprüfen ob Sie die notwendigen gesetzlichen Bestimmungen befolgten und ihre Einstellung gegenüber den Tag&Nacht kämpfenden Gesundheitsüberwachungsorganen und den geltenden Virusnotstandsgesetzen einhalten. Wir hoffen, dass Ihnen dieser Bescheid viele kritische Erlebnisse bietet und vor allem Gesundheit bringt, die ohne Impfung, dank Ihrer Haltung, gefährdet ist.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Urkus Löder (bayerischer Landesvirusimpfbeauftragter)

(D.Br.)

VEREWIGT

Maria Wölflingseder

Paddy, wie Fermor genannt wurde, hat nicht nur dicke Bücher, sondern mit besonderer Leidenschaft auch 5.000 bis 10.000 Briefe verfasst – allesamt, Bücher wie Briefe, mit der Füllfeder auf zurechtgeschnittenen cremefarbenen „wahrhaft titanischen Papierbögen“, die nur bei Lechertier Barbe in der Londoner Jermyn Street erhältlich waren. Mittels Korrespondenz, die oft versteckte Zitate, originelle Zeichnungen und Wortspiele enthielt, wollte er seine Geselligkeit auch über große Entfernungen hinweg aufrecht erhalten. Die Briefe lesen sich wie hingebungsvolle Berichte aus seinem Leben. Er lässt sich aber auch „ganz auf das Gegenüber ein“ (Hg. Adam Sisman). Briefe waren ihm „heilig“ und auch seine Bücher schrieb er „im Grunde nur für ein halbes Dutzend Menschen“, hoffend, dass sie ein paar anderen vielleicht auch gefallen. Dieses so sehr *Selbst-sein* ist wohl das Geheimnis der spürbaren Nähe, der ansteckenden Freude, Heiterkeit und Lust. Auch ge-

legentliche Melancholie oder Depression schimmern durch. – „Briefe gehören“, wie Goethe bemerkte „unter die wichtigsten Denkmäler, die der Mensch hinterlassen kann“.

Spätestens seit 20 Jahren, seit die Digitalität unseren Alltag fest im Griff hat, ist das geruhsame Briefeschreiben etwas höchst Antiquiertes. Stattdessen wird jeder Furz, jede neu aufgespritzte Lippe, jedes Wimmerl am Arsch in Echtzeit in die Welt übertragen. Fördert das Freundschaften? Oder geht es nur darum, wer hip genug ist, um auf Social Media zu bestehen? In der realen Welt rennen wir längst mit Scheuklappen durch die Gegend. Die anderen würdigen wir keines Blickes, aber die Überwachungskameras haben uns ständig im Blick. Der Nächste ist nicht mehr nur ein lästiger Konkurrent, sondern nun auch ein potentieller lebensbedrohlicher Virenträger.

Für Paddy war es „ein Jammer, dass man alles im Leben nur *einmal* zum erstenmal machen kann“. In Juni 1959

beschreibt er – eine seiner magisch leichtfüßigen Naturschilderungen – nach einer nächtlichen Autofahrt in Italien den „wunderbaren Sommermorgen“, der „über dem Tyrrhenischen Meer und den Kornfeldern der Maremma“ zum Leben erwacht, „die Karmin- und Zink- und Krokustöne“, die „bunten Fetzen jenseits der schwarzen Türme von Tarquinia“. „Ich frage mich, wie viele aufregende jungfräuliche Erfahrungen wohl noch auf mich warten.“

Mit jungfräulichen Erfahrungen ist es heute schwierig geworden, weil der Mensch von klein auf, noch bevor er Gelegenheit hat, sich und die Welt kennenzulernen, alles via Internet auf's Aug' und ins Hirn gedrückt bekommt.

Patrick Leigh Fermor: Flugs in die Post! Ein abenteuerliches Leben in Briefen. Aus dem Englischen von Manfred und Gabriele Allié, Dörlemann Verlag, Zürich 2020.

Franz Schandl

Fülle und Verzicht

Von Qualitäten, die man nicht kaufen kann

„Wirkliche Fülle ist ohne bestimmten Verzicht nicht zu haben.“

„Der eigentliche Genuss, in einer sauberen Elbe zu baden, statt in Autokolonnen eine andere Erholungsregion suchen zu müssen, eine blumenreiche Wiese, die Artenvielfalt in einem Erholungsraum Wattenmeer oder eine erotisch spannungsreiche Liebesbeziehung statt des patriarchalisch zwanghaften Austauschs sexueller Dienstleistungen, das sind Qualitäten, die man nicht kaufen kann, mit denen kein Geschäft gemacht werden kann, also verkommen sie. Alle qualitativen Bedürfnisse, die nicht quantifizierbar, also nicht mit Geld käuflich sind, werden unterbunden und aus dem gesellschaftlichen Bedürfnissystem verdrängt.“

Das schreiben Thomas Ebermann und Rainer Trampert in ihrem Buch „Die Zukunft der Grünen“ aus dem Jahre 1984 (S. 221). – Warum ich die beiden hier zitiere? Nun in den Anfangstagen der bundesrepublikanischen Ökopartei waren hier einige Türen einen kleinen Spalt offen, die nachher brutal verriegelt worden sind. Diese Türen wieder aufzukriegen, ist eine Aufgabe, die nach wie vor besteht, auch wenn das mit den domestizierten Grünen nicht mehr geht. Und um Ebermann und Trampert noch einmal Referenz zu erweisen: „Die notwendige Rettung menschlicher Lebensbedingungen in der äußeren Natur erfordert einschneidende Veränderungen in der Produktion und damit in den Konsumgewohnheiten der Mehrheit der Menschen in den industriellen Metropolen“ (S. 194), notieren sie ganz richtig. Fraglos geht es immer noch und immer wieder um ein neues Paradigma betreffend Produktion, Distribution und Konsumtion.

Der konkurrenzistische Komparativ ist zu überwinden. Wir müssen lernen, in Qualitäten und nicht in Quantitäten zu denken. Unsere Bedürfnisse sind nicht indirekt über Geld, sondern direkt über den

materiellen oder immateriellen Bezug zu definieren. Das ist nicht leicht und bedarf einiger gedanklicher Überlegung wie praktischer Übung, aber ausgeschlossen ist es nicht. Unsere Bedürfnisse sind nicht in Kosten zu rechnen, sondern als Ansprüche und Möglichkeiten zu behaupten. Nichts, was realisierbar wäre, soll am Geld scheitern.

Schon heute kennen wir geldfreie Zonen oder beschreiben wir sie vorsichtiger als Sequenzen. Liebe ist eine, Freundschaft eine andere, Sympathie eine dritte, Hilfe eine vierte. Auch Pflege und Erziehung fallen teilweise in ein unmittelbar nicht verwertetes Dasein. Da schenken wir uns ganz einfach etwas, schöpfen gemeinsam aus unseren existenziellen Energien, ohne dass Rechnungen präsentiert werden. Da spüren wir in einigen Momenten etwas, das auch ahnen lässt, was sein könnte, wäre die Matrix nicht primär jene, die wir haben. Warum lässt sich partout nicht verallgemeinern, was den Menschen am meisten gut tut? Warum folgen den Sequenzen keine Konsequenzen? – Natürlich, ganz frei sind auch jene nicht und das Kapital will alles kommerzialisieren, denken wir bloß an unsere Gespräche, die via Mobiltelefon kommodifiziert werden.

Mehr oder weniger?

Mehr oder weniger?, ist eine typische Fangfrage. Nicht wenige tapen in diese Falle. Gerade der Gesellschaftskritik wird oft vorgeworfen, sie will den Leuten etwas wegnehmen und sie gar um den Genuss bringen. Und auf vieles, was heute selbstverständlich ist, muss oder viel besser: darf tatsächlich verzichtet werden: auf die schamlose Plünderung des Planeten, auf die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen, auf die Festlegung

der Menschen auf Arbeit und Herrschaft, auf den Zwang, sich am Markt als Konkurrenten zueinander zu verhalten. Etc. –

Derlei Verzicht ist kein Verlust, sondern ein Gewinn an Lebensqualität. Dieses Weniger ist gleichbedeutend mit einem Mehr. Gerade deshalb ist es wichtig, festzuhalten, was weniger und was mehr werden soll. Wirkliche Fülle ist ohne bestimmten Verzicht nicht zu haben. Opfer ist das keines, im Gegenteil, ein solcher Verzicht ist geradezu Quelle und Bedingung menschlichen Reichtums. In Qualitäten zu denken meint auch, das jeweils richtige Quantum in Zeit und Raum zu finden. Unsere Maßlosigkeiten sind ja Folge der Konkurrenz und nicht irgendeiner Gier oder irgendeines Neides. Fällig wäre ein breitgefächelter Katalog der Abschaffungen.

Dialektik schadet nicht. Nehmen wir etwa den Verkehr. Weniger Autos, weniger Staus, weniger Unfälle, weniger Lärm, das ist doch was. Man stelle sich nur vor, sogar befreiter und entspannter Auto fahren könnte man dann. Und zwar weil weniger auf den Straßen los ist, Bier nicht mehr aus Dortmund nach Bukarest, Milch von Palermo nach Wien und Jogurtbecher von Amsterdam nach Madrid transportiert werden. Auf Orangen wird deswegen niemand verzichten müssen, aber wenn es wieder mehr Äpfel als Bananen gibt, sollte das doch nicht groß stören.

... Zeit zu reflektieren oder einfach um faul zu sein ...

Weniger Lärm bedeutet demnach mehr Ruhe. Auch laut mag es gelegentlich zugehen, aber wann und wo und zu welchem Anlass, das wollen wir selbst entscheiden, nicht der Lärmpegel der Großstadt. Man könnte unendlich viele Beispiele anführen. Besseres Essen bedeutet nicht mehr Essen, Slow Food statt Fast Food erfordert aber auch, mehr Zeit zum Kochen zu haben. Überhaupt geht es um unsere Zeitsouveränität, nur sie ermöglicht mehr Muße, mehr Lust, mehr Zufriedenheit. Gutes Leben heißt Zeit gewinnen.

Was wir brauchen, ist mehr Zeit für Liebe und Freundschaften, für die Kinder, Zeit zu reflektieren oder einfach um faul zu sein, aber auch Zeit, um sich intensiv und exzessiv mit dem zu beschäftigen, was einem gefällt, Marotten inbegriffen. Befreites Leben heißt, länger und besser zu schlafen und vor allem auch öfter und intensiver miteinander zu schlafen. Das ist doch eine Menge an Ge-

winn, noch dazu eines Gewinns, der mit Konkurrenz mal gar nichts am Hut hat. Für all das vermag die Kulturindustrie höchstens Surrogate zu bieten. Die verstellte Lebenszeit wird zwar auch in einer befreiten Gesellschaft nie Null sein, aber sie wird und muss weniger sein. Nur dann ist es möglich, dass das Individuum nicht bloß ein gebrochenes, fragmentiertes und durchgestrichenes ist, sondern eines, das sich mit seiner praktizierenden Selbstzusammenfügung befriedigt und sich nicht in positives Denken oder sonstige ideologische Esoterik retten muss.

Befreiung statt Freiheit

Wirtschaftswachstum ist das Vorletzte, was wir brauchen, benötigt wird es nur deshalb, weil sonst der zusehends rasende Status quo der Wirtschaft und ihrer Geschäftswesen nicht reproduziert werden könnte. Wir brauchen weder ein Wachstum der Geschäfte noch ein Wachstum der Waren, sondern ein Wachstum der Möglichkeiten. Befreiung statt Freiheit ist der Slogan, denn die uns verkaufte Freiheit ist nichts anderes als eine hinterfotzige Chiffre für Rücksichtslosigkeit und Zwang. Befreiung ist nicht die Einsicht in die Notwendigkeiten. Es gilt also zu sagen, was Reichtum ist, das heißt auch zu sagen, worauf wir verzichten und was wir uns aneignen wollen. Wir sind jedenfalls die Vertreter eines imposanten Genusses, nicht einer sich kasteienden Enthaltung. Kein Geld, viel Glück!

Für Warensobjekte – und das sind wir ausnahmslos alle! – mögen solche Erkenntnisse vorerst einmal verstörend, ja beängstigend sein. Das heißt aber auch, dass eins in Zukunft konkreter ausführen muss, was werden soll und was wie werden soll, selbstverständlich auch, was etwa weniger und was mehr der Fall sein wird. Denn wenn sich die Leute kein Bild machen können, dann werden sie trotzig in ihrem alten Trott weitertun oder (was noch schlimmer ist) ihren Ressentiments freien Lauf lassen. Keine antipopulistische Volksbeschimpfung wird sie davon abhalten. Es geht also auch um die Aufhebung des absolut sinnlosen Bilderverbots. Kräftig ausmalen ist angesagt, selbst auf Ornamente sollte nicht verzichtet werden. Es gilt aus dem Vollen zu schöpfen, Perspektiven zu zeigen und zu entwickeln. Die Leute werden lediglich anstellen, was sie sich vorstellen können. Alles andere ist Quark oder wie man in Österreich sagen würde: Topfen.

Ilse Bindseil

Die Organspende

Eine Aufforderung zur nachholenden Reflexion

Die ins Auge gefasste Widerspruchsregelung, die die Zahl der zur Verfügung stehenden Organe erhöhen sollte, hat die Debatte um die Organspende neu belebt. Wer sie verfolgt hat, mochte staunen, dass die Gesellschaft in ihren offiziellen Vertretern gelegentlich imstande ist, über sich nachzudenken. Wobei sich das nur auf den ersten Blick Erstaunliche ergibt, dass der konservative Standpunkt mehr mit Nachdenken zu tun hat als der fortschrittliche, ist er doch „dagegen“, was immer ein guter Ausgangspunkt ist. Für den fortschrittlichen Standpunkt, der etwas durchsetzen will, ging das Nachdenken allenfalls voraus. Hinterher war es bloß noch hinderliches Grübeln. Solches Grübeln zu beseitigen war ja auch das Herzstück der angestrebten Neuerung, die das Nachdenken zu einer freiwilligen Veranstaltung gemacht hätte. Schließlich hätte der Organspende zugestimmt, wer sie nicht ausdrücklich ablehnte. Das für alle Beteiligten unangenehme „Soll ich oder soll ich nicht und was hätte der Sterbende gewollt?“ hätte damit der Vergangenheit angehört, wäre freilich auf merkwürdige Art verhindert worden, indem das Gesetz die geforderte Zustimmung ein für alle Mal erteilte.

Definiert man Fortschritt als das, was technisch machbar und jedenfalls auf kurze Sicht wünschenswert ist, dann muss Nachdenken als Antagonist der Praxis erscheinen. Höchstens spielt es die Rolle, die im Wirtschaftsleben die Anschubfinanzierung spielt, hilft, etwas in Gang zu setzen, was ohne die zündende Idee nicht passiert. Ein ethischer Abgleich, der so etwas wie die flache Version einer tiefschürfenden Überlegung ist, kommt nachträglich hinzu. Er übersetzt das, was passiert, gewissermaßen in Sprache, so dass man sich darüber verständigen und das sonst allzu fremde Geschehen begleiten kann.

Im Kontext der Organspende ist eine solche bei aller Emphase flache Version der Appell an die Solidarität oder gar der an die Nächstenliebe, die beide in erstaunlichem Maße das Moment des Spendens forcieren. Erstaunliche Gründe sind sie allemal, weil sie auf das Bürokratische, Technische und Anonyme einer solchen Spende so gar nicht eingehen. Die wirkt dadurch geradezu bizarr, wird sie doch auf amtliche Weise geregelt und auf hastige und hochtechnische Weise vollzogen. Der Beglückte aber muss sich die Rolle mit dem medizinischen Apparat und seinen Anwendern teilen, die ohne das gespendete Organ ungenutzt und untätig blieben. Er darf weiterleben, gewiss. Aber im Kreislauf des Fortschritts bleibt für ihn wenig mehr als die abstrakte Rolle, dass in ihm deponiert wird, was seine wesentlichen Stadien zuvor durchlaufen hat. Dem Abstoßungsprozess, der als Katastrophe empfunden werden müsste, wird denn auch eher stoisch und mit einer erneuten Transplantation begegnet, setzt er doch den eigentlichen, den technischen Vorgang von Spenden und Empfangen keineswegs außer Kraft, sondern erneut in Gang.

Damit in so komplexem Zusammenhang von Spende gesprochen werden kann, müsste das mit ihr verbundene Anliegen sich nicht nur auf den einzelnen Menschen, sondern mindestens ebenso auf „das Medizinische an sich“ als das im ureigenen gesellschaftlichen Interesse Gelegene beziehen. Dieser Bezug ist aber abstrakt, man muss sich zu ihm aufschwingen, und das Ergebnis ist ungewiss. Ihn gewährleistet daher der Staat, indem er das Gesetz vorgibt. Dem Einzelnen, der sein Organ zur Verfügung stellt, rückt er das Bild eines freimütigen Gebens und Nehmens zwischen gerührten Individuen vor Augen, die, als Maximum in Anschlag gebrachter Philosophie, davon ausgehen,

dass das, was sie tun, umgekehrt auch für sie getan würde. Aber dem Anschein von Reziprozität und Symmetrie zum Trotz ist das Verhältnis im Kern bereits durch Ungleichheit bedroht. Aktualität und Potentialität, Einzelheit und Allgemeinheit, Personalität und Anonymität, um nur die Stichworte zu nennen, stehen dagegen. Da das gesamte System der Organspende, inklusive die sie vorantreibende Technik, auf dem Konzept des Individuums ruht, das unbedingt erhaltenswert ist, solange es ein Individuum ist, muss man folgern, dass die Waagschale sich immer schon auf der Seite des Empfängers neigt. Er ist der zum Erben Berechtigte, weil in ihm das Leben pulsiert, das den Spender bereits verlassen hat. Auf eine Formel gebracht: Er lebt, während der andere tot ist. Dessen Anspruch auf Vollständigkeit und Unversehrtheit ist damit hinfällig geworden. Dass eine dynamische Ungleichheit die Beziehung zwischen Spender und Empfänger bestimmt, ist eine unangenehme Empfindung, die die Freude am medizinischen Fortschritt schmälert, mischt sie doch ein Unbehagen in den Erfolg, in das Gefühl gewonnener Zuversicht eine Unsicherheit. Das Individuum mag sich vorkommen, als wenn es nur ein potentieller Spender wäre, jemand, auf dessen persönliche Kosten die abstrakte Gesellschaft würde überleben wollen. Die winkt mit dem ungleich verwerflichen, aber mit der herrschenden Form der Vergesellschaftung kompatibleren Modell eines längst praktizierten, auf realer Ungleichheit beruhenden Organhandels, wenn nicht -diebstahls und -raubs. Sogar könnte die forcierte Organspende als ein probates Mittel, die illegale ökonomisch zu entwerten, durchgehen. So kann man sich die Sache besser vorstellen und ihr auch leichter zustimmen.

Dem Konservatismus wird nachgesagt, dass er, „ohne groß nachdenken zu müssen“, lediglich bewahrt. Angesichts eines Fortschritts, der auf den Restunterschied zwischen Mensch und Ding zielt, muss er sich seiner Grundlagen vergewissern. Fragt sich nur, ob nicht ebenso auf der linken Position nachgedacht werden müsste, ist im Umkreis der Diskussion um die Organspende fortschrittlich doch lediglich liberal, da die Dinge, so wie sie sich technisch aufdrängen, in ihrem Drive erfasst und möglichst nicht behindert werden sollen. Was im anderen Sinn fortschrittlich ist, diese Frage stellt sich merkwürdigerweise nicht. Die Linke müsste also aus doppeltem Grund nachdenken: angesichts der technologischen Dimension des zu Verhandelnden und angesichts der erprobten konservativen Diskussion nicht gänzlich überflüssig zu

wirken. Ohne größeren Aufwand mag man von links noch kritisieren, dass liberal das Unvermeidliche ausdrücklich in den Horizont des Gewünschten rückt und dadurch ein ideologischer Aufwand getrieben wird, der seinerseits eine ideologiekritische Antwort verdient. Darüber hinaus, oder vielmehr dahinter zurückgehend, müsste das Unvermeidliche aber selbst in den Blick genommen werden. Dass Menschen als natürliche Ressource genutzt werden, ist ja nicht neu. Hier geschieht es aber nicht bloß mittelbar über die in ihnen angelegte Körperkraft und Geisteskraft, sondern unmittelbar, nicht durch Anwendung, sondern durch Aneignung oder, um das Defizit auch dieses Begriffs festzuhalten, durch Zerlegung. Um nicht auf Begriffe von altertümlichem Schrecken wie Vampirismus und Kannibalismus zurückgreifen oder sich solcher von moderner Gruseligkeit wie Ausschachten bedienen zu müssen, müsste die überrumpelte Gesellschaft zivilisierte Begriffe erfinden, die gewissermaßen unbescholten, dabei nicht so naiv wären wie „spenden“. Der Knackpunkt ist die Vereinfachung, die den Fortschritt in die Nähe von Magie rückt: Nicht wird das Organ behandelt, sondern es wird ersetzt. Der von der Warenform imprägnierte Glaube an den Gegenstand formuliert es so: „Nimm doch ein anderes.“ In der Sprache von Regression und Magie: „Für Lebendiges etwas Lebendiges, fürs Gesundwerden Gesundes.“ Sich vom Technischen der Transplantation faszinieren zu lassen hat ebenfalls mit Magie zu tun, sofern man Letztere nicht als Teufelswerk, sondern schlicht als die Ermächtigung von Dingen begreift. Solcher Nähe kann sich die Begeisterung nur durch Nachdenken erwehren. Nicht nur die Ethik muss an das Machbare angepasst werden und wird im gesamtgesellschaftlichen Milieu des Parlaments, der Medien angepasst. Auch die Reflexion, diese als ungeteilte nicht verwertbare Restkompetenz, muss sich mit dem Gegenstand, in dem Fortschritt und Regression, Verdinglichung und Selbstbestimmung so seltsam aufeinandertreffen, auseinandersetzen, und sei es nur, um sich der eigenen Begriffe zu vergewissern. Gibt es noch welche? Taugen sie noch?

Auch wenn angesichts der massenhaften technischen Fakten für Überlegungen, gar „linke Polemik“ wenig Raum bleibt, so interessiert doch die Frage, wie man über die Organspende so nachdenken kann, dass eine als links zu bezeichnende Position erkennbar wird. Erst dann hätte man dem Konservatismus etwas entgegensetzen. Man

entginge auch der fatalen Logik, dass bei einem Gegenstand, der, salopp gesagt, ans Eingemachte rührt und den Volksvertretern darum für gewöhnlich auch in die freie Entscheidung gestellt wird, nicht nur der politische Gegensatz nichts mehr gilt, eine linke Position überhaupt wie suspendiert erscheint, werden doch vermeintlich ethische, auch religiöse Grundvoraussetzungen berührt, zu denen die Linke, mit einem Mal zum Repräsentanten des bloß Politischen avanciert, nichts zu sagen hat. Dass die freigegebene Entscheidung im vorliegenden Fall quer zu allen Fraktionen verlief, deutet ja nicht nur auf die Vielschichtigkeit des Problems, sondern auch auf die Lücke im politischen Bewusstsein, das es nicht schafft, sich die eigenen Voraussetzungen so anzueignen, dass sich die Entscheidung von selbst ergäbe. Dass sie sich aktuell nicht ergibt, zeigt nicht nur die Tiefe der Sache an oder deren andere Fundamentierung als im Politischen, sondern auch den Mangel an Nachdenken über den eigenen Standort, wobei der Mangel auf der Linken wie gesagt besonders bemerkbar ist, sieht es doch leicht so aus, als wäre sie thematisch gar nicht berührt.

Wenn man einen Schritt zurück unternimmt, weg von der sich aufdrängenden Technik, weg auch von der Dringlichkeit, dann bekommt man es nicht mit ethischen, sondern mit ökonomischen Grundfragen zu tun. Das Stichwort lautet Bewirtschaftung. Ist aus modernem Blickwinkel Profit das Movers der Bewirtschaftung, so rückt die Postmoderne die tief greifende Umwandlung in den Blick, die sie bedeutet. Sie ist ein Movers eigener Art. Das biblische „Macht euch die Erde untertan“ spricht es aus, wenn die Betonung auch trügerisch auf Herrschaft liegt und unterschlägt, dass die untertänig gewordene, ganz und gar in die menschliche Obhut gegebene Erde sich wandelt, dass sie eigene Anforderungen entwickelt, denen nicht nur mit gewohnter Herrschsucht entsprochen werden kann. Solcher Umwandlung wäre mit einem weniger dramatischen Begriff wie „Verräumlichung“ vielleicht besser gedient. Der Blick wäre ein anderer, und er würde anderes enthüllen. Die Organspende, etwa, das ist seit Ishiguros Roman „Never let me go“ von 2005 („Alles was wir geben mussten“) eine Trivialität, ist Produkt und Ausweis einer Ausdehnung des bewirtschafteten Raums bemerkenswerterweise nach innen, von den Äckern und den Erzgruben, dem Großen, Weiten, und Tiefen zurück ins Nahe, Innere und zweifellos Kleine, aber Kostbare des lebendigen Körpers. Religiös aufgefasst, ist es die Entzauberung eines

ehemals der Verwertung entzogenen Gegenstands, der in seiner Ganzheit, in seiner Lebendigkeit und Ebenbildlichkeit tabu war und jetzt, im Kontext technischer Macht, ein Behältnis wertvoller Dinge ist. Das erscheint gleichzeitig spektakulär und trivial. Bedenkt man, wie mühevoll die Aufrechterhaltung einer aufs Tabu gegründeten Ordnung, wie verheißungsvoll die Verwertung des freigegebenen Gegenstands ist, dann mag man mit den Schultern zucken: war doch längst fällig, oder? Ist man aber weniger auf den Fortschritt fixiert, dann muss einem das exponentielle Mehr an Verantwortung und Kontrolle auffallen, das er produziert. Dass das Gemachte im Gegensatz zum Gewordenen immer schon kontrolliert ist, ist ein Trugschluss aus der Frühzeit technischen Aufbruchs, als das Experiment das Paradigma des Fortschritts war. Die zeitgenössische Liebe zu Chaostheorien deutet dagegen auf eine andere Erfahrung: dass erst die beherrschte Natur entfesselt und der Herrscher ein wahrer Löcherstopfer und Krisenbewältiger ist.

Seit der Möglichkeit der Organtransplantation ist
der Tod aufgrund nicht funktionierender Organe in
der denkbar fatalsten Weise entwertet: er ist unnötig.

Die Umwandlung ist auf allen Ebenen der Vergesellschaftung zu spüren. Früher konnte man sprichwörtlich „in Ruhe sterben“, wenn die Nieren, gar das Herz nicht mehr funktionierten. Der Ausdruck „jemanden auf Herz und Nieren prüfen“ kam nicht von ungefähr, waren sie doch Inbegriff des Lebens, ein Synonym für Lebendigkeit. Ihretwegen zu sterben war ein guter Grund, von ihnen abzusehen ein sinnloser Gedanke. Seit der Möglichkeit der Organtransplantation ist der Tod aufgrund nicht funktionierender Organe in der denkbar fatalsten Weise entwertet: er ist unnötig. Ein solcher Tod ist vergiftet. Der Betroffene ist nicht länger traurig, er ist untröstlich. Nur eine Organspende könnte ihn noch trösten. So wartet er nicht auf seinen Tod, sondern auf die Spende. Er stirbt auch nicht an Organversagen, sondern am Ausbleiben der Spende, womöglich am Betrug: dass andere bekommen, was er genauso gebraucht hätte. So drängt sich die Frage auf, wie unter den veränderten Voraussetzungen ein Tod aussehen könnte, der ihm einleuchten würde, so wie ihm vormals versagende Nieren als Todesursache einleuchteten. Unter welchen Bedingungen könnte er resignieren? Was wäre ein Äquivalent für „vorbei“? Für einen Menschen, dem es am Bewusstsein

seiner eigenen Konditionen mangelt, konfiguriert es sich in dem bekannten Stoßseufzer: „Bloß nichts merken. Einfach umfallen, und Schluss!“

Wem das Mögliche vorenthalten wird, der fällt noch in anderer Weise aus der Wirklichkeit heraus als der, der bloß stirbt. Zum biologischen Tod erleidet er den sozialen: man hat ihn nicht leben lassen, obwohl man gekonnt hätte!

Im Kummer um das Versagen nicht des Organs, sondern des Spendenmechanismus wird der soziale Zwang fühlbar, der vom technisch Möglichen ausgeht. Dieses ist der Ausgangspunkt, hinter den zurückzugehen sinnlos ist. Möglich bedeutet offenbar wirklich. Wem das Mögliche vorenthalten wird, der fällt noch in anderer Weise aus der Wirklichkeit heraus als der, der bloß stirbt. Zum biologischen Tod erleidet er den sozialen: man hat ihn nicht leben lassen, obwohl man gekonnt hätte! Um solches Elend zu vermeiden, muss der Spender umgarnt, das Band zwischen ihm und dem Empfänger muss enger geschmiedet werden, als die bloße technische Option es zu leisten vermag, gleichzeitig muss es die technische Option ausdrücken. Unmöglich das Angebot, jemandem die Hand zu halten und die Stirn zu kühlen, wenn er doch nach der Organspende verlangt! Nicht weniger schwierig die Vorstellung, dass er seinen Anspruch aus eigenem Antrieb zurückzieht. Wo, im sozialen Feld, will er sich denn verorten? Andere sind jünger, netter, wichtiger als er? Solidarität und Nächstenliebe werden von ihm auch gar nicht mehr verlangt, sind sie doch, das Wort sagt es, auf die Seite des Spenders gewandert. Dabei, allgemein war einmal die Auffassung vom Generationenwechsel, „abtreten“ das Zauberwort, das heute nur noch politisch verwendet wird, stoisch die Haltung gegenüber dem fälligen Tod, zumal wenn es der eigene war, von ungezügelter Trauer dagegen über die, die „vor der Zeit“ starben, brachten die „allzu früh Verstorbenen“ ein akzeptables Lebensmodell doch an die Grenzen seines Sinns, und es öffnete sich ein Fenster in die Zukunft: Wenn die Natur gegen ihre eigenen Regeln verstieß, würde auch der Mensch gegen ihre Regeln verstoßen dürfen. Die Richtung war vorgegeben durch die „Ausreißer“. Es ging um eine Aufhebung der Ausnahme, das heißt um eine Verallgemeinerung, und hatte doch eine Verengung zur Folge: *Dieser Mensch hier* muss gerettet werden. Er als Individuum zählt. Als Mitglied einer Gemeinschaft dürfte er sterben, als Mitglied der Gesellschaft muss er leben. Er ist der

Testfall, ob sie denn eine ist. Dass noch andere da sind, ist in dem Fall ohne Belang.

Über solche Veränderungen muss nachgedacht werden. Was ergibt sich daraus für die Linke? Wenn der Konservatismus mit dem Jenseits des Gesellschaftlichen hantiert, als wenn es gegeben wäre, so reicht es nicht, wenn sie das Metaphysische daran kritisiert. Will sie den konservativen Gedanken etwas an die Seite und zugleich gegenüber stellen, dann muss sie die Gesellschaft von den Grenzen ihres Begriffs her denken. Sie muss sich fragen: Was heißt denn Bewirtschaften? Auf die Organspende bezogen: Was wird durch den technischen, den ökonomischen und biologischen Fortschritt nicht entweder gewonnen oder verloren, sondern, beides zusammengenommen, anders? Insoweit sich das Selbstgefühl des Einzelnen wie immer unbewusst auf den Körper stützt, ergibt sich die schwer zu überblickende Aufgabe, bei einer gewichtigen Verschiebung, wie es die intensivierte Bewirtschaftung ist, das zu ersetzen, was durch den Fortschritt verloren geht.

Mag sein, dass eine solche Überlegung der Linken nicht zu einer auf ihr Linkssein durchsichtigen Entscheidung verhelfen würde. Insofern links sich aber nicht nur durch eine praktische Perspektive, sondern ebenso durch eine original gesellschaftliche Reflexion definiert, würde sie doch eine Lücke füllen, auch die ominöse Tatsache aufklären, warum die Linke sich gelegentlich auf der konservativen Seite wiederfindet und hier den Unterschied eher als auf der Seite des liberalen Fortschritts setzen muss. Bedeutet rechts im altmodisch konservativen, nicht zeitgenössisch populistischen Sinn die Ausgliederung menschlicher Voraussetzungen aus der Gesellschaft, ihre Bewahrung vor dem trivialisierenden Zugriff der Politik, so links die Rückverwandlung von jeglichem Jenseits ins gesellschaftliche Diesseits, des Transzendenten in die Immanenz. Das ist sowohl eine prinzipielle als auch eine akribische Aufgabe. Sie umfasst nicht nur eine ideologiekritische Auflösung der metaphysischen Reste in einer vermeintlich aufgeklärten Diskussion, sondern umgekehrt auch eine Vertiefung des Begriffs der Ökonomie, so dass sich das Ganze der Gesellschaft darin erkennen lässt.

ILSE Bindseil ist Redakteurin von
Ästhetik & Kommunikation

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien

Auflage: 1.000

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

(zugleich Mitglieder des Leitungsorgans des Medieninhabers)

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,
Ricky Trang, Martin Scheuringer, Franz Schandl,
Severin Heilmann, Lorenz Glatz
Covergestaltung: Isalie Witt
Layout: Françoise Guiguet, zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela), Dora de la Vega (Cordoba, Argentinien), Peter Klein (Nürnberg), Paolo Lago (Verona), Neil Larsen (Davis, USA), Massimo Maggini (Livorno), Stefan Meretz (Berlin), Emmerich Nyikos (Mexiko-City), Erich Ribolits (Wien), Salih Selcuk (Istanbul), Gerburg Vermesy (Rimsting), Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS

Aborichtpreise für 3 Hefte pro Jahr:

1 Jahr 25 Euro / 2 Jahre 45 Euro / 3 Jahre 63 Euro

Mitgliedschaft Trafocub: 144 Euro/Jahr

Streifzüge-TRANSPONSORING

Ohne euch geht es nicht! Regelmäßige

Daueraufträge ab 10 Euro im Monat, im Vierteljahr, im Halbjahr oder jährlich helfen uns weiter.

Infos, Bestellung, Anmeldung unter:

www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Probenummer gratis

Call for Papers: BÜRGER

Unsere nächste Ausgabe beschäftigt sich primär mit dem Bürger und dem Rattenschwanz an Fragen, die an ihn anschließen. Allenthalben ist die Rede von bürgerlichen Werten, von bürgerlichen Tugenden, ja bis hin zur gutbürgerlichen Küche ist der Begriff als Vademecum in Gebrauch. Kaum eine Vokabel wird so häufig verwendet und ist so gut beleumdet wie die des Bürgers. Souverän, mündig und frei, so haben wir uns den Bürger vorzustellen. Wie kommt das? Und wozu dient das?

Warum tritt fast jede gesellschaftliche Regung unter der Eigenbezeichnung besorgter und mündiger Bürger auf, seien es Bürgerinitiativen, Bürgerlisten, Bürgerpetitionen usw. usf. Das Bürgerliche grassiert geradezu. Was unterscheidet den Bürger vom Menschen und was hat der Mensch nicht, was der Bürger hat? Jeder Asylant, jede Asylantin vermag diesen Unterschied ja kaum zu unterschätzen. In welcher Burg sitzen die Bürger?

Bedenkt man den alten Gegensatz zwischen Proletariat und Bürgertum, so hat Ersteres völlig an Glanz verloren, während die lackierte Aufstiegsgeschichte des Bürgers noch immer nicht zu Ende zu sein scheint. Trägt die Unterscheidung zwischen Besitzbürger und Staatsbürger noch? Hat sie je getragen? Wird der Bürger besser durch die Bürgerinnen? Oder folgen wir hier einmal mehr dem männlichen Ideal, das nun auch für Frauen zu gelten hat? Gestern noch nicht einmal Bürger, haben sie heute Bürgerinnen von heute zu sein.

Ideologisch steht der Bürger groß da, alle wollen Bürger sein: die Arbeiter, die Frauen, die Flüchtlinge. Alle Diskriminierten werden vom Begriff magisch angezogen. Die Kategorie ist seltsam unverdächtig, so unverdächtig, dass wir den Verdacht hegen, das hat wohl einen bösen Zweck. Auch um diese Verdächtigungen wird es gehen. So wollen wir der Kategorie auf den Grund gehen, selbst wenn sie dabei zugrunde geht. Um Mithilfe wird gebeten, die Erschütterung soll eine große sein.

Artikelvorschläge bitte ab sofort
an die Redaktion (redaktion@streifzuege.org)

Folgende Textsorten stehen zur Verfügung:

- + Glosse (bis 2.500 Zeichen)
- + Rezens eines Buches (bis 2000 Zeichen)
- + Aufriss (bis 5.000 Zeichen)
- + Essay (9.000 bis 14.000 Zeichen)
- + Abhandlung (bis 24.000 Zeichen Limit)

Genaue Modalitäten zu Textsorten und -länge siehe unter www.streifzuege.org/hinweise-fuer-autorinnen

Die fertigen Aufsätze sind bis zum vereinbarten Termin, aber spätestens bis 5. November 2020 an uns zu senden.

#Transformation

*„... Wirklich, Freunde,
Wem der Boden noch nicht so heiß ist, dass er ihn lieber
Mit jedem andern vertauschte, als dass er da bliebe, dem
Habe ich nichts zu sagen.“
(Bertolt Brecht)*

Es geht um nichts weniger als um die Abschaffung jeglicher Herrschaft, egal ob diese sich in persönlicher Abhängigkeit, in Sachzwängen oder in Selbstbeherrschung äußert. Der Kapitalismus ist bloß das bisher entwickelte, komplexeste und destruktivste System von Herrschaft.

Unser Alltag ist so konditioniert, dass wir den Kapitalismus täglich reproduzieren, uns verhalten, als gäbe es keine Alternativen. Die Marktwirtschaft funktioniert wie eine große Matrix. Ein gutes und erfülltes Leben setzt den Bruch mit Kapital und Herrschaft voraus. Was wir tun oder unterlassen, darf nicht länger strukturellen Zwängen gehorchen, die sich aus der Vermehrung des Geldes um seiner selbst willen ergeben. Nein! zu den Geboten einer Logik, die blind bleibt noch gegen jede bessere Einsicht. Andernfalls droht uns deren selbstmörderische Dynamik mitzureißen.

Dieser Zusammenhang löst sich auf, sobald unser Tun, unsere Erzeugnisse und Zuwendungen, unmittelbar zum gemeinschaftlichen Ganzen beitragen. Wenn wir also unsere sozialen Beziehungen und Belange (Reproduktion, Verteilung, Ressourcenverbrauch etc.) bewusst, das meint direkt und nicht über den Umweg einer mit Eigenlogik behafteten abstrakten Form koordinieren.

Ein Großteil unserer Tätigkeiten sind jedenfalls Narreteien, dem Geld geschuldet. Sie folgen der puren Notwendigkeit von Markt und Verwertung. Das Machbare ist nicht das Finanzierbare. Auf der Tagesordnung steht ein großes Verlernen und Verschwinden. Angesagt ist ein Zeitalter der Abschaffungen.

